Roman- & Novellenmappe.

Herausgegeben

von

Fr. Willibald Wulff.

Erster Band.



Leipzig & Stuttgart.

Otto Purfürst.

1865.


Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt.

Das Herz im Recht.

Eine Criminalgeschichte von J. D. H. Temme.





Ein alter Herr und ein junger Herr saßen beisammen.

Sie verhandelten eine Sache und der alte Herr wollte den jungen Herrn zu Etwas bereden.

„Aber es ist gegen die Gesetze, was Sie von mir verlangen,“ sagte der junge Herr.

„Aber es ist gegen das Recht, was Sie thun wollen“, sagte der alte Herr.

Der junge Herr war ein junger Staatsanwalt.

Der alte Herr war ein pensionirter Criminalrichter.

Die Sache, die sie verhandelten, war folgende:

In der Stadt wohnte ein Frau von etwas zweideutigem Rufe. Sie hielt eine Weinwirthschaft, die meist von jungen Herren besucht wurde, deren Ruf auch nicht immer der beste war. In ihrer Wirthschaft hatte sie stets hübsche Kellnerinnen. Diese zogen meistens die Gäste an. Das stand fest. Etwas Weiteres war allerdings nicht bewiesen, und Wirthin

und Wirthschaft standen nur im Rufe der Zweideutigkeit.

Die Wirthin war eine Zeit zu Verwandten in einen entfernten kleineren Orte gereist. Als sie zurückkehrte, brachte sie ein junges Mädchen von kaum siebenzehn Jahren aus dem entfernten Dorfe mit. Das Kind war ihre Nichte, eine blutarme Waise, bildhübsch, die Unschuld selbst, aber auch die Unerfahrenheit selbst. Sie mußte in dem Hause der Tante die Dienste einer Kellnerin verrichten, wie die anderen Kellnerinnen des Hauses.

Nach drei Wochen hatte sie heimlich ihre Tante verlassen. Sie hatte zugleich nicht nur ihre eigenen wenigen und werthlosen Sachen, sondern auch eine goldene Broche und ein Paar goldener Ohrringe ihrer Tante mitgenommen, die diese ihr geliehen und künftig ihr zu schenken versprochen hatte, wenn sie sich fleißig zeige und die Gäste mit ihr zufrieden seien. Das Mädchen hatte die Sachen sofort bei einem Goldarbeiter, dem sie dieselben für ihr Eigenthum ausgegeben, verkauft, und hatte dann mit der nächsten Post nach ihrer Heimath zurückreisen wollen. Auf dem Wege zum Posthause wurde sie verhaftet. Die Tante hatte sofort der Polizei Anzeige gemacht.

Die Polizei übergab sie der Staatsanwaltschaft.

Der Staatsanwalt sollte die Anklage wegen Hausdiebstahls gegen sie erheben.

Die Strafe, die sie zu erwarten hatte, wenn die

Anklage erhoben wurde, war Zuchthaus, mindestens einjähriges Gefängniß.

Der junge Staatsanwalt wollte die Klage erheben.

Darüber verhandelte der alte Criminalrath mit ihm. Der ehemalige Criminalbeamte wollte den Gegenwärtigen bereden, die Klage nicht anzustellen. Dieser meinte, er handle dann gegen die Gesetze; jener erwiederte ihm, er verletze sonst das Recht.

„Die Gesetze enthalten das Recht, sind das Recht,“ sagte der Staatsanwalt.

„Hm, nicht immer,“ versetzte der Criminalrath.

„Am Ende auch in diesem Falle nicht?“

„Unzweifelhaft auch in diesem Falle nicht. Analysiren wir ihn.“

„Das Mädchen — der Pächter in ihrem Heimathsorte, ein alter Universitätsfreund von mir, hat mir über sie geschrieben; er ist zugleich ihr Vormundschaftsrichter. Er bittet mich, mich für sie zu verwenden; in dem ganzen Orte findet das Kind die lebhafteste Theilnahme, das innigste Bedauern, sie ist unschuldig, ehrlich, brav — —“

„Und sie hat hier gestohlen!“ unterbrach der Staatsanwalt den alten Rath.

„Sie ist eine blutarme, vater- und mutterlose Waise!“

„Macht das ihr Verbrechen weniger strafbar?“

„Die Tante ist eine schlechte Person.“

„Auch schlechte Personen stehen unter dem Schutze des Gesetzes.“

„Sie hat das Mädchen unter lügenhaften Vorspiegelungen, unter falschen Versprechungen hierhergelockt.“

„Das Mädchen wurde dadurch nicht zu einem Diebstahl berechtigt.“

„Das arme Kind entdeckte hier bald, in welchem Hause, in welcher Gesellschaft, in welchen Händen sie war. Sie war hier hülf- und schutzlos. Ihre Unschuld, ihre Ehre litten sie nicht mehr in dem Hause. Sie vermied es, sie mußte es verlassen.“

„Aber sie durfte nicht vorher darin stehlen!“

„Sie kannte hier Niemanden, sie hatte keinen Pfennig in ihrem Vermögen, um nach Hause zurückzukommen.“

„Sie konnte sich Geld borgen.“

„Von wem? Sie kannte hier Niemanden, hören Sie!“

„Von der Polizei.“

„Um ihre Tante zu denunciren?“

„Sie hätte dadurch zugleich einer sittlichen Pflicht Genüge geleistet.“

„Pah! junger Herr und Staatsanwalt!“ sagte der alte Herr. „Aber gehen wir weiter. Die Tante, die das Mädchen betrogen hatte, hatte eine sogar gesetzliche Verpflichtung, sie, und zwar kostenfrei, in ihre Heimath zurückzuschicken.“

„Das hebt ihren Diebstahl nicht auf.“

„Die mitgenommenen Sachen waren ihr von der Tante zum Eigenthum versprochen. Sie hatte treu und redlich gedient. Das Kind konnte sie schon als ihr Eigenthum betrachten.“

„Aber sie waren es noch nicht.“

„Bedenken Sie alle diese Umstände; versetzen Sie sich in die Lage des Kindes; denken Sie, Sie hätten in ähnlicher Lage eine Tochter.“ —

„Ich würde sie, wenn auch mit blutendem Herzen, der Staatsanwaltschaft und den Gerichten übergeben.“

„Hat denn das Herz kein Recht mehr?“ rief der alte Criminalrichter.

„Das Recht ein Herz?“ fragte verwundert der junge Criminalbeamte.

„Sie verstehen das wohl nicht?“

„Nein.“

„Ach, darf ich Ihnen eine kleine Geschichte erzählen? Sie ist aus der alten Zeit des Rechts. Damals hatte das Recht noch ein Herz.“

„Ich bitte um Ihre Erzählung.“

Der Criminalrath erzählte:

„Es ist schon dreißig Jahre her, auch wohl länger — wir waren damals hier noch schwedisch. — Ja, mein Herr Staatsanwalt, das deutsche Land ist von allerlei Leuten beherrscht worden, und es ist noch so. Nun, zu jener schwedischen Zeit hatten wir hier noch keine französischen Staatsanwälte — nehmen Sie mir das

Wort nicht übel; Sie sind zwar ein braver deutscher Mann und dienen auch einer deutschen Regierung, der wir, Gott sei Dank, jetzt wieder angehören; aber dieses Staatsanwaltwesen nach französischem Muster gefällt mir nicht, und in den deutschen Landen ist es doppelt vom Uebel, und wir waren, was das anbetrifft, unter unserem schwedischen Regiment besser daran; denn in unserem Justizwesen hatten die Schweden uns unser gutes, ehrliches, deutsches Recht gelassen, und, was eigentlich die Hauptsache war, zu dessen Ausübung behielten wir auch ehrliche deutsche Beamte, die unter uns geboren und groß geworden waren, und Sitten und Bedürfnisse und das ganze Leben des Volkes kannten".

„Zu jener Zeit wohnte hier in der Stadt, hinten an der Mauer nicht weit vom Bollwerke, ein Schiffszimmergesell, Namens Bergmann. Der Mann hatte eine Frau und fünf Kinder. Es ging den Leuten eben nicht zum Besten. Die Frau war keine gute Wirthin, und lief lieber in der Nachbarschaft herum und wußte mehr in anderen Häusern Bescheid, als in ihrem eigenen; und der Mann konnte mit keinem Menschen Frieden halten und zankte sich entweder mit seinen Mitgesellen oder seinem Meister herum. So mußte er bald den einen, bald den anderen Dienst verlassen, und die Folge war, daß oft genug die Kinder kein Brod im Hause hatten und andere Leute, die von ihrer Noth erfuhren, sich ihrer annehmen

mußten, wenn sie nicht verhungern sollten. Die Kinder, sage ich. Der Mann, wenn er keine Arbeit hatte, trieb sich in den Wirthshäusern umher, für die ein liederlicher Mann immer ein Paar Groschen aufzutreiben weiß; die Frau fand eine Tasse Kaffee und ein Stück Brod bei den alten Weibern, denen sie Neuigkeiten zutrug."

„Einstmals hatte der Mann wieder Arbeit. Der Schiffsbaumeister Krause hatte ihn in seinen Dienst genommen. Dieser Krause war ein reicher Mann, aber auch ein Mann, der sich auf seinen Reichthum etwas einbildete; er war als hochmüthig verschrieen; dabei war er ein kurz angebundener und derber, roher Gesell, der namentlich mit seinen Arbeitern nicht viele Umstände machte, bei der geringsten Veranlassung rechts und links mit Schlägen um sich warf, und wenn die nicht halfen, die Leute aus dem Dienst jagte. Dafür verdienten seine Arbeiter aber auch ein gutes Stück Geld bei ihm."

„Der Arbeiter Bergmann war schon ein ganzes Jahr bei ihm gewesen. Der hohe Verdienst hatte ihn gehalten; die Derbheit und Rohheit seines Herrn hatte ihm auch wohl imponirt; er hatte in der ganzen Zeit mit keinem Menschen Streit angefangen."

„Das mochte wieder andererseits seiner Frau imponirt haben; sie nahm sich wenigstens etwas mehr der Wirthschaft an; dazu kam, das ihre älteste Tochter unterdeß herangewachsen war und ihr helfen konnte;

viel Geld war darum zwar im Hause noch immer nicht; aber die Kinder brauchten doch nicht mehr zu hungern. Freilich auf den Samstag Abend, wenn der Vater seinen Wochenlohn nach Hause brachte, mußten sie jedesmal sehr und manchmal mit Schmerzen warten."

„Da wurde ihnen an einem Samstag Abend der Vater, anstatt, daß er ihnen Geld nach Hause brachte, von fremden Leuten halbtodt in's Haus getragen".

„Zwei Arbeiter, die spät — später Abend war es schon — aus dem Wirthshause gekommen und am Bollwerk entlang gegangen waren, hatten ihn im Wege liegend gefunden, mit dem Kopfe in einer Regenpfütze, aus der nur eben das Gesicht hervorgesehen hatte; der übrige Körper hatte quer über den Weg gelegen, so daß sie beinahe über ihn gefallen wären. Sie hatten zuerst gemeint, es sei ein Todter; als sie den Körper aber noch warm fühlten, hatten sie ihn aufgehoben, und da erkannt, daß er nur ein Halbtodter sei. Er war mit Blut bedeckt; der Hirnschädel war ihm zerschlagen, ein Arm zerbrochen. Die Personen, die ihn so mißhandelt und vielleicht gar hatten todt schlagen wollen, hatten ihn wahrscheinlich auch für todt gehalten und deshalb mit dem Kopfe in die Pfütze geworfen. Die beiden Arbeiter, die ihn fanden, hatten ihn erkannt und in sein Haus getragen."

„Der Jammer war hier groß, auch das Unglück. Die Frau verlor den Kopf. Die Tochter lief zu einem

Arzt. Der Arzt erklärte die Verletzung für lebensgefährlich und gab wenig Hoffnung; unter allen Umständen könne der Patient die nothwendige Behandlung und Pflege nur im Spital erhalten; dahin mußte er sofort gebracht werden. Dahin wurde er noch an demselben Abend geschafft."

„Vorher kam er zu einiger Besinnung und konnte seiner Frau mittheilen, was mit ihm geschehen war."

„Er hatte am Abend, beim Ablohnen für die Woche, Streit mit seinem Herrn bekommen. Der Herr hatte ihm einen Vorwurf über seine Arbeit gemacht, mit Unrecht, wie er behauptete. Er hatte dem Herrn Widerworte gegeben, heftige, grobe, wie er selbst zugestand. Der Herr hatte ihn auf der Stelle aus dem Dienste gejagt. In seinem Zorn, Aerger, Verdruß, war er in das Wirthshaus gegangen."

„Dahin kamen auch bald zwei seiner bisherigen Mitgesellen. Sie fingen Streit mit ihm an; er schimpfte sie und ihren Herrn."

„Sie waren vor ihm fortgegangen. Als darauf auch er das Wirthshaus verlassen hatte, um nach Hause zu gehen, war er unterwegs von den beiden Gesellen überfallen worden. Sie hatten mit dicken Knitteln wie blind auf ihn eingehauen. „„Das ist für Dein Schimpfen, Du wirst nicht wieder ehrliche Leute zu Schelmen machen!"" hatten sie dabei ge-

rufen. Er hatte sich nicht wehren, kaum Hülfe rufen können und hatte bald die Besinnung verloren."

„Die Stelle, an der dies geschehen war, war am Abend eine einsame. Die beiden Gesellen hatten ihm dort aufgelauert. Ob sie ihn hatten zu Tode schlagen wollen, war allerdings sehr zweifelhaft. Er behauptete es. Der reiche, hochmüthige Schiffsbauherr hatte sie dazu gedungen, behauptete er dabei." —

Der erste Gang der Frau am andern Morgen war zum Hospital, um zu sehen, ob ihr Mann noch lebe. Er lebte noch, aber es stand sehr schlecht mit ihm."

„Ihr zweiter Gang war zum Polizeiherrn der Stadt."

„Die Stadt, Herr Staatsanwalt, hatte damals auch ihre eigene Polizei, ihre eigene Justiz, ihre Stadtpolizei, ihr Stadtgericht, wie es hieß und wie es war. Vom Oberhaus, von der „Staatsregierung," von Stockholm, schickte man damals keine Staatsanwälte und keine anderen Staatsbeamten für ihre eigenen Angelegenheiten ihr zu. Der Magistrat der Stadt, frei von ihr gewählt, verwaltete alle Angelegenheiten der Stadt. Ein Stadtrath war Stadtrichter, ein Anderer Polizeiherr."

„Polizeiherr war damals der Senator Schwarz. Er war ein kleiner, runder Mann, Schwarz'ng nannten ihn daher die Leute. Und den Namen hatte und behielt er, obwohl er ein strenger Mann war, nicht viele Worte machte und nicht gern viele Worte anhörte,

und der Leute barsch anfuhr und nicht mehr that, als er gerade mußte. Manche behaupteten, er thue auch das, was er thun müsse, nicht einmal immer, auf keinen Fall gern. Freilich war er kein junger Mann mehr, und das Alter ist gern bequem."

„Zu dem Manne ging die Frau gleich vom Hospital."

„Sie wurde vorgelassen, obwohl es Sonntag Morgen war. Sehr freundlich empfing er sie aber eben nicht."

„Was hast Du?"

„Herr Senator sie haben mir gestern meinen Mann todt geschlagen."

„Oho, Frau, todt? Davon hätte ich hören müssen."

„Er lebt zwar noch —"

„Ist also noch nicht todt. Gehe mir nicht wieder mit der Wahrheit durch. Hörst Du?"

„Zu der Gesellenfrau sagte der strenge Ratsherr Du; zu einer Meistersfrau hätte er Sie gesagt, das Sie kam damals aus dem Munde eines Ratsherrn an wenige Leute."

Der Staatsanwalt hatte auch eine Bemerkung.

„Es waren damals patriarchalische Zustände," sagte er etwas spöttisch.

Er hätte seinen Spott besser für sich behalten.

„Hm, ja," erwiederte der alte Criminalrichter, „und patriarchalischen Firlefanz will man jetzt wieder herstellen. Indessen lassen Sie mich fortfahren."

„Nun, fragte der Senator dann die Frau, wer

hat Deinen Mann so todt geschlagen, daß er noch lebt?"

„Die beiden Brüder Nolten.“

„Erzähle. Aber mach' es kurz. Es ist Sonntag. Ich muß zur Kirche."

„Die Behörden der Stadt gingen damals des Sonntags zur Kirche, wie andere ordentliche und fromme Staatsbürger."

„Die Frau erzählte. Kurz vielleicht wohl nicht. Er hörte sie wohl auch nicht mit großer Geduld an. Aber er erfuhr genug von ihr. Anderes mochte er auch schon wissen."

„Du kannst gehen, sagte er, als sie zu Ende war."

„Und die beiden Noltens und der reiche Krause, der sie gedungen hat? fragte die Frau."

„Das ist meine Sache, Frau, sagte der Rathsherr."

„Ja, ja, Herr Senator, aber Sie werden die Mörder doch einsperren und vor Gericht ziehen lassen, damit sie in's Zuchthaus kommen?"

„Der Senator war, wie gesagt, ein strenger, er war aber auch ein bequemer Herr. In diesem Augenblicke mochte die Bequemlichkeit überwiegen. Er wollte die Frau los sein — er wollte ja, wie ein ordentlicher Beamter der Stadt, zur Kirche. Da durfte er in einen Streit mit der Frau sich nicht einlassen; geradezu aus dem Hause mochte er die Frau nicht werfen, deren Mann und Ernährer lebensgefährlich mißhandelt war; mit Güte kam er am besten fort.

Er dachte auch wohl an etwas Anderes, wie er ja schon Anderes zu wissen schien."

„Höre, Frau, sagte er, so lange Dein Mann lebt, sind die Leute keine eigentlichen Mörder. Wir warten daher besser mit der Anklage und dem Arretiren, bis er todt. Dann sind sie richtige Mörder und dann werden wir sie schon fassen. Gehe Du jetzt nach Hause, und so wie Dein Mann todt ist, komme wieder und mache mir die Anzeige."

„Die Frau wollte noch etwas dagegen reden."

„Er machte ihr sein strengstes Gesicht."

„Ich muß zur Kirche. Geh'!"

„Sie ging." —

„Hm, Herr Staatsanwalt," unterbrach der alte Criminalrath seine Erzählung, denn er war noch lange nicht fertig, „hm, das könnte jetzt wohl nicht passiren."

„Es wäre geradezu unmöglich," sagte der junge Staatsanwalt. „Es wäre schnurstracks gegen die Gesetze."

„Das war es strenge genommen auch schon damals." —

„Und doch wollen Sie es vertheidigen?"

„Ich weiß das noch nicht. Sie selbst sollen später darüber urtheilen. Ich bemerke jetzt nur, daß ich von einem Unterschiede zwischen Gesetz und Recht sprach. Indessen, um auf die volle Unmöglichkeit für die gegenwärtige Zeit zurückzukommen, welcher Sie erwähnten, so erlaube ich mir doch, Sie daran zu

erinnern, wie Sie vor noch wenigen Monaten den adeligen Gutsbesitzer nicht anklagten, der einen Tischler seines Dorfes, welcher die Bezahlung einer Rechnung von dem gnädigen Herrn verlangte, einsperren und dann durch seine Hunde vom Hofe jagen ließ, daß der arme Mensch sechs Wochen lang wahrhaftig vom Tode nicht weit entfernt war."

„Herr Criminalrath", erwiederte darauf der Staatsanwalt mit großer Wichtigkeit, „die Thatsache ist vollkommen richtig; Sie haben nur vergessen zu erwähnen, daß ich durch einen ausdrücklichen Befehl des Justizministers verhindert wurde, die Anklage zu erheben. Der Herr Justizminister nahm die Verantwortlichkeit auf sich; da konnte ich nicht weiter für die Sache aufkommen."

„Hm, hm," meinte der alte Criminalrath, „also der Justizminister kann jetzt die Gesetze aufheben, und wohl das Recht dazu."

Der Staatsanwalt zuckte die Achseln.

„Nach der Verfassung! Die Kammern können ihn ja in Anklagestand versetzen."

„Herr Staatsanwalt!" sagte der pensionirte Beamte.

„Herr Criminalrath?"

Hole die Verfassung der Teufel. Da lobe ich mir doch die gute alte Zeit und den Rathsherrn Schwarz, oder Schwarzing, wie sein Diminutivum im Munde des Volkes hieß, mit seiner Bequemlichkeit, seiner Eigenmacht und seiner —, aber lassen Sie

mich fortfahren. Die Eigenmacht des braven Mannes müssen Sie erst noch kennen lernen. Also —"

„Herr Criminalrath," unterbrach ihn der Staatsanwalt, „bevor Sie fortfahren, eine Bitte."

„Und welche?"

„Aeußern Sie sich nicht wieder so wegwerfend über unsere Verfassung."

„Potzwetter, Sie müßten sonst wohl gar mich anklagen?"

„Schmähungen der Gesetze sind allerdings im neuen Strafgesetzbuch verboten."

„Alle Heiligen, und da würde Ihr Herr Justizminister die Anklage gegen mich nicht verhindern. Aber beruhigen Sie sich. Ich werde mich zusammennehmen."

„Also, der Rathsherr war zur Kirche, und die Frau war nach Hause gegangen. Und der Rathsherr kehrte nach der Kirche wohl zu seinem Hause zurück, um sich zu Mittag den Sonntagbraten in der Sonntagsruhe wohlschmecken zu lassen. Und die Frau und ihre Kinder hatten des Mittags viele Thränen und ein wenig trocknes Brod, freilich mit dem Salz ihrer Thränin dabei, und das hatten sie noch lange Zeit."

„Aber zu dem Rathsherrn kam sie in langer Zeit nicht wieder."

„Ihr Mann war im Spital nicht gestorben. Er war vielmehr geheilt und eines Tages kehrte er frisch

und gesund und kräftig aus der Heilanstalt nach Hause zurück. Freilich war mehr als ein Vierteljahr darüber vergangen."

„Er konnte wieder arbeiten; und er fand auch wieder Arbeit. — Bei einem andern Bauherrn als dem Herrn Krause."

„Aber was sollte nun mit dem reichen Herrn Krause und den Brüdern Nolten werden, die unzweifelhaft von dem ersten, wenn auch nicht geradezu gedungen, doch zu ihrer That aufgehetzt waren?"

„Wenn Dein Mann todt ist, dann komm' wieder, hatte der Raths- und Polizeiherr zu der Frau gesagt; dann werden wir sie schon fassen. Ihr Mann war nicht gestroben, nicht todt; er war vielmehr frisch und gesund, wie je, noch besser sogar, denn in Folge seiner Behandlung und Lebensweise im Spital hatte seine ganze Natur sich geändert, und wie er ein friedfertiger Mensch geworden war, hatte er zugleich einen entschiedenen Widerwillen gegen Branntwein bekommen."

„Das Alles konnte aber nicht verhindern, daß die Verbrecher zu ihrer wohlverdienten Strafe gezogen wurden; denn ein Verbrechen lag doch einmal vor. So meinte die Frau."

„Und sie ging wieder zu dem Rathsherrn."

„„Guten Morgen, Herr Senator.""

„„Was willst Du?""

„„Herr Senator, was soll es nun mit dem Herrn Krause und den beiden Nolten werden?""

„„Ist Dein Mann todt?““

„„Nein, Herr Senator, er ist wieder gesund geworden.““

„„Und kann wieder arbeiten?““

„„Ja, Herr Senator.““

„Da fuhr der Rathsherr auf:“

„„Weib, was willst Du mehr? Danke Gott, daß Du Deinen Mann gesund wieder hast, daß er wieder arbeiten kann und daß Ihr wieder Brot im Hause habt. Geh', ich habe mehr zu thun.““

„Die Frau stand wie erstarrt.“

„„Aber, Herr Senator, sie hatten doch meinen Mann halb todt geschlagen und ganz todt schlagen haben sie ihn wollen.““

„„Geh', sage ich Dir,““ wiederholte der Rathsherr.

„„Da beschwere ich mich.““

„„Unterstehe Dich!““

„„Es muß doch Recht im Lande geben.““

„Der kurzangebundene Rathsherr war schon aufgestanden, um sie beim Arme zu nehmen und ihr die Thür zu zeigen.“

„Sie kam ihm zuvor. Aber in der Thür mußte sie doch noch zurückrufen:

„„Ja, ja, der Krause ist ein reicher Mann, und wir sind arme Leute.““

„„Das Donnerwetter soll Dich Weib!““

„Aber sie war schon fort, und der Rathsherr war

viel zu bequem, ihr nachzueilen. Er hielt auch wohl zu viel auf sich."

„Höheren Orts Beschwerde führen konnte die Frau nicht. Unterstehe Dich! hatte der Rathsherr ihr drohend zugerufen, und sie wußte, was das zu bedeuten hatte. Sie mußte aber doch noch einen Versuch machen."

„Sie ging zu dem Stadtrichter."

„„Herr Stadtrichter, vor einem Vierteljahre haben sie meinen Mann halb todt geschlagen.""

„Der Rathsherr und Stadtrichter war auch ein kleiner Mann, aber kein runder und kein bequemer, dagegen fleißig und human und gerecht und höflich gegen alle Leute, gegen Hoch und Gering."

„„Ich weiß es, Frau Bergmann,"" sagte er. „Und Ihr Mann ist ja auch Gottlob wieder gesund geworden.""

„„Ja, Herr Stadtrichter, aber was soll nun mit den Verbrechern werden?""

„„Wie so, liebe Frau?""

„„Sie müssen doch ihre Strafe haben.""

„„Ja, da muß Sie sich an den Polizeiherrn wenden.""

„„Von dem komme ich.""

„„Was hat er Ihr gesagt?""

„„Ich solle Gott danken, daß ich meinen Mann wieder hätte.""

„„Er will also nicht anklagen?""

„„Nein.““

„Der Stadtrichter zuckte die Achseln.“

„„Da kann auch ich in der Sache nichts thun. Wo kein Kläger ist, da ist kein Richter, das ist ein altes Recht. Ich bin nur Richter.““

„„Aber dann klage ich selbst, Herr Stadtrichter.““

„„Sie, liebe Frau? Der Mann kann wohl für die Frau, die Frau kann aber nicht für den Mann klagen. Das ist das Recht in der ganzen Welt. Ja, wenn Ihr Mann gestorben wäre —““

„Damit hatte auch der Polizeiherr sie vertröstet.“

„Die Frau ging.“

„„Ich sehe, daß ich kein Recht bekomme,““ sagte sie.

„Aber sie sagte es nicht laut, sondern nur für sich; denn der Stadtrichter war ein höflicher Mann und hatte sie höflich behandelt.“ —

„Aber sie hatte Recht, nicht wahr, Herr Staatsanwalt?“ frugte der Criminalrichter der alten Zeit den Criminalbeamten der neuen Zeit.

„Ich hoffe, Sie zweifeln selbst nicht daran,“ erwiederte der Staatsanwalt.

„Wir werden sehen, denn meine Geschichte ist noch nicht zu Ende. Lassen Sie mich weiter erzählen.“

„Ein Paar Tage später ließ der Rathsherr Schwarz den Zimmergesellen Bergmann zu sich kommen.“

„„Du heißest Bergmann?““

„„Christian Bergmann, Herr Senator.““

„„Du warst früher in Arbeit bei dem Schiffsbaumeister Krause?““

„„Ja, Herr Senator, und ich bin aus dem Dienste gekommen, weil —““

„„Schweig' und antworte mir nur auf meine Fragen. Du hattest ihm Bauholz gestohlen!““

„„Ich? Herr Senator?“

„„Du hattest es verkauft, um dafür in die Wirthshäuser laufen und faullenzen zu können?““

„„Herr Senator! —““

„„Lege Dich nicht auf's Lügen, Mensch!““

„Der Rathsherr sah den Mann mit seinem strengsten Gesichte und seinen durchdringendsten Augen an, denn er hatte in seinem strengen Gesichte sehr durchdringende Augen.“

„„Herr Senator,““ — stotterte der Zimmergeselle.

„„Was?!““

„„Machen Sie mich nicht unglücklich. Ich habe wieder einen so guten Dienst. Ich bin im Hospital ein anderer Mensch geworden, und es soll in meinem Leben nicht wieder geschehen.““

„„Das hoffe ich““, sagte der Senator. „„Sonst würdest Du mich kennen lernen. Du kannst gehen!““

„„Die Sache soll also todt bleiben, Herr Senator?““

„„Geh!““

„Der Mann ging mit leichtem Herzen, und das war auch schnurstracks gegen die Gesetze, Herr Staatsanwalt.“

„Hm!“ sagte diesmal der Staatsanwalt und er setzte nichts hinzu.

„Aber lassen Sie mich weiter fortfahren,“ sagte der Criminalrath. „Wieder einige Tage später — denn der bequeme dicke Herr liebte nicht viele Arbeit auf einmal — ließ der Rathsherr Schwarz den Sohn des Herrn Krause zu sich kommen.“

„Der reiche Herr Krause hatte einen Sohn, der ungefähr drei- oder vierundzwanzig Jahre alt war, künftig das große Geschäft seines Vaters übernehmen und schon jetzt darin arbeiten sollte. Die Zukunft ist in Gottes Hand. Die Gegenwart aber hat der Mensch in seiner eigenen. Der junge Karl Krause war ein hübscher, kecker Mensch, der die Frauen gern sah, ein lustiger Mensch, der gern in lustiger Gesellschaft war, und ein junger Mensch, der wußte, daß er einen reichen Vater hatte, und daß sein reicher Vater in den hübschen und lebhaften Sohn vernarrt war, und daß er also mit ihm machen konnte, was er wollte, freilich keine dummen Streiche. Er arbeitete nicht, weder im Comptoir, noch auf den Bauplätzen seines Vaters, sondern trieb sich mit seinen lustigen Freunden herum, wo es ein Vergnügen gab, hielt sich schöne Pferde, ritt spazieren, erholte sich von der Strapaze im Austernkeller; tanzte auf den Bällen bis in den hellen Morgen, schlief bis in den hellen Mittag hinein und stärkte sich dann wieder bei Wein und Austern. Er verschmähte natürlich auch andere Vergnügungen nicht.

„Ihn hatte der Polizeiherr zu sich kommen lassen."

„„Was wünschen Sie von mir, Herr Senator?""

„„Wünschen, junger Mensch? Höre und merke es Dir, wenn ich Jemanden —""

„„Herr Senator, dürfte ich nicht bitten, mich Sie zu nennen?""

„Der Rathsherr fuhr auf. Er fuhr leicht auf."

„„Was, Bursche?!""

„Aber er mäßigte sich. Er mußte hier seinen Grund dazu haben."

„„Höre, Junge, ich habe Dich als kleines Kind gekannt und immer Du zu Dir gesagt, und so werde ich auch jetzt thun. Und nun höre mich!""

„Der junge Herr hatte keine Einwendung mehr."

„Der Rathsherr fuhr fort:"

„„Wie alt bist Du jetzt?""

„„Ich werde nächstens vierundzwanzig Jahre alt.""

„„So, so? In den vierundzwanzig Jahren Deines Lebens hast Du noch sehr wenig gethan — ich meine: Gutes.""

„„Ich bin noch nie in die Hände der Polizei gefallen, Herr Senator.""

„„Ei, mein Junge, Du bist keck. Aber Du hättest hundertmal hinein fallen können, wenn wir nicht hundertmal die Augen gegen Dich zugedrückt hätten. Wenn ich das nun nicht mehr thäte?""

„„Sie können mich nur mit Geld strafen, Herr Senator.""

„„Auch anders, mein Bursche Und höre, wenn Du mir das Mädchen verführst, so schaffe ich Dich in's Zuchthaus — in das Zuchthaus! Hast Du mich verstanden?““

„Der junge Mann wurde blaß und roth.“

„„Welches Mädchen, Herr Senator?““

„„Verstelle Dich nicht, Du weißt es wohl, die Anna Bergmann.““

„Der junge Mann blieb verlegen. Mit seiner Keckheit war es auf einmal vorbei.“

„„Was wüßten Sie von dem Mädchen, Herr Senator?““

„„Daß sie eine brave Person ist, der Du leichtsinniger Bursche die Ehe versprochen hast. Ist es so?““

„„Es ist so.““

„„Und die Du hoffentlich nicht verführen wirst?““

„„Nein, nein, Herr Rathsherr!““ rief der junge Mann eifrig.“

„„Wolltest Du sie denn wirklich heirathen?““

„„Wenn ich dürfte, gewiß.““

„„Siehst Du, welch' ein leichtfertiger Gesell Du bist? Wer verspricht einem Mädchen die Ehe, welches er nicht heirathen darf?““

„Der junge Mann hatte keine Antwort.“

„„Und warum darfst Du sie nicht heirathen?““

„„Mein Vater will es nicht, weil sie nichts hat und eine Gesellentochter ist.““

„„Du sollst ein reiches Mädchen nehmen, und die

Dir ebenbürtig ist — das ist ganz vernünftig von Deinem Vater.""

„„So sagt er auch.""

„„Und wenn er das nicht sagte, so möchtest Du die Anna zur Frau haben?""

„„Ich heirathe sie auf der Stelle.""

„„Und würdest ein ordentlicher Mensch?""

„„Herr Senator, viel getaugt und viel gethan habe ich bis jetzt nicht, wenn ich auch, Gottlob, keinen einzigen schlechten Streich gemacht habe. Aber wenn die Anna meine Frau wäre, dann würde ich der ordentlichste Mensch von der Welt werden. An dem Mädchen hängt mein Herz.""

„„Warum sagst Du das Deinem Vater nicht?""

„„Ich habe es ihm gesagt, er will mir nicht glauben.""

„„Er muß seinen Grund dazu haben. Ich aber rathe Dir noch einmal, verführe mir das Mädchen nicht. Den Leuten ist schon genug Leid von Eurem Hause widerfahren. Du kannst gehen!""

„Den Tag darauf ließ der strenge Polizeiherr das junge Mädchen zu sich kommen, von dem er mit dem jungen Manne gesprochen hatte."

„Es war ein hübsches Kind von siebenzehn Jahren, bescheiden, schüchtern, bei jedem Worte über und über roth werdend."

„Zu dem Rathsherrn trat sie mit blassem Gesichte ein. Sie redete nicht und konnte sich nicht denken,

was er von ihr wolle, und er empfing sie mit seinem strengen Gesichte."

„„Wie hast Du den jungen Krause kennen gelernt?""

„An die Frage hatte sie wohl am wenigsten gedacht; sie konnte keine Silbe antworten."

„„Nun, kannst Du nicht sprechen?""

„„Was soll ich Ihnen sagen, Herr Rathsherr?""

„„Wo Du den jungen Krause kennen gelernt hast?""

„„Auf dem Schiffsbauplatze seines Vaters, Herr Rathsherr.""

„„Was hatte der träge Bursche auf dem Bauplatze zu thun?""

„„Ich weiß es nicht.""

„„Und was hattest Du da zu thun?""

„„Ich brachte meinem Vater Mittags das Essen.""

„„Und fingst nebenbei eine Liebschaft mit dem jungen Menschen an?""

„Sie konnte wieder nichts antworten."

„„Und Dein sauberer Vater macht den Kuppler zwischen Euch Beiden?""

„„Nein, nein, Herr Rathsherr,"" rief nun das Mädchen eifrig. „„Wir sahen uns nur heimlich, wenn mein Vater schon wieder bei der Arbeit war, auf der andern Seite des Holzes.""

„„Schöne Geschichten sind das! Wie Du das erzählst, als wenn es nichts wäre? Wie konntest Du hinter Deines und seines Vaters Rücken Dich mit einem solchen Menschen einlassen?""

„Sie schwieg wieder.“

„„Mit einem solchen Müssiggänger?““

„Sie hatte auch darauf keine Antwort.“

„„Mit einem Bruderlustig, einem Taugenichts, einem Mädchenjäger, der Dich verführen will?““

„Das Mädchen wurde wieder eifrig, eifriger, als vorher.“

„„Das ist nicht wahr!““ rief sie.

„„Was ist nicht wahr?““

„„Daß er ein Mädchenjäger ist, und daß er —““

„„Nun.““

„„Und, daß er mich verführen will.““

„„Und was will er denn?““

„„Er will mich heirathen.““

„„Potztausend! Und Du möchtest ihn wohl auch heirathen?““

„„Wenn es anginge!““

„„Das glaube ich. Ein armes Mädchen, die nichts hat und nichts ist, möchte gewiß den reichen und angesehenen jungen Herrn Krause gern zum Manne haben.““

„„Nein, nein, Herr Rathsherr.““

„„So? Und was wäre es? Du hast ihn wohl recht lieb?““

„„Wahrhaftig, und am liebsten wäre es mir, wenn er gar nichts hätte, wie ich.““

„„Dafür wird er sich bedanken. — Aber wie lange dauert denn Eure Liebschaft schon?““

„„Schon drei Viertel Jahr.““

„„Und wissen Deine Eltern davon?““

„„Kein Sterbenswort. Ich wäre unglücklich, wenn sie es erführen.““

„„Warum?““

„Sie schwieg wieder.“

„Diesmal hatte der Rathsherr selbst eine Antwort für sie und zeigte, daß der städtische Polizeiherr wohl in den Herzen löblicher Bürgerschaft zu lesen wußte.“

„Ich will es Dir sagen. Weil der junge Mensch ein völliger Narr war, der meinte, er könne eine so arme Dirne, wie Du bist, die Tochter eines der geringsten und schlechtesten Arbeiter seines Vaters, die ihrem Vater des Mittags das Essen auf den Bauplatz bringt, die könne er, der Sohn des reichen und hochmüthigen Bauherrn heirathen, und der nun vor seinen Vater hintrat, und von ihm verlangte, er solle ihm die Einwilligung zu seinem thörichten Vorhaben geben, und weil darauf der Haß seines Vaters gegen den Deinigen folgte, und weil Du wohl wußtest, was Deine Eltern und sonst andere Leute nicht wußten, wie vielen Antheil Eure einfältige Liebschaft an dem Unglücke Deines Vaters hatte. He, ist es so? Habe ich Recht?““

„Das Mädchen konnte nur bitterlich weinen. Aber sie mußte doch den strengen Rathsherrn ansehen und ihre Augen fragten ihn, warum er denn

das Alles ihr sage, und was er dabei habe, daß er sie so quäle.""

„Er sagte ihr aber nur:"

„„Nun, Du thust mir leid; Du scheinst wirklich ein braves Mädchen zu sein! Aber bleibe das; das wollte ich Dir sagen; darum ließ ich Dich rufen. Laß Dich nicht weiter mit dem jungen Menschen ein, damit es keinen Aerger giebt. Du kannst nnn gehen.""

„Damit mußte auch sie gehen."

„Der Rathsherr ließ endlich aber noch Jemanden zu sich rufen; das war der Schiffsbauherr, Herr Krause."

„Ich brauche Ihnen den reichen, stolzen und so hochmüthigen Mann nicht näher zu schildern. In der Bürgerschaft gilt sein Wort; wenn er auf seinem Bauplatze erschien, zitterte Alles vor ihm."

„So erschien er vor dem Rathsherrn, der freilich nicht vor ihm zitterte."

„Der Polizeiherr war aber höflich gegen ihn."

„„Setzen Sie sich, Herr Krause.""

„Einem der Anderen einen Stuhl anzubieten, daran hatte er nicht im Entferntesten gedacht."

„Der Herr Krause setzte sich."

„„Sie haben mich rufen lassen, Herr Senator.""

„„Ja, Herr Krause, ich wollte etwas mit Ihnen überlegen.""

„Der Herr Krause sah ihn ruhig fragend an."

„„Sie gehören zu den gewichtigsten und ehrenwerthesten Bürgern der Stadt, Herr Krause.““

„„Ich freue mich, das auch von Ihnen zu hören, Herr Senator.““

„„Ich erkenne das um so mehr an, Herr Krause, als sie Alles, was Sie sind, nur sich selbst zu verdanken haben.““

„„Ich habe mich heraufgearbeitet, Herr Senator.““

„„Nicht wahr, Sie fingen mit nichts an.““

„„Mit nichts als mit Fleiß und mit Ehrlichkeit, Herr Senator.““

„„Als armer und einfacher Zimmergesell?““

„„Hm, ja.““

„„Und als Gesell schon hatten Sie geheirathet, und Ihre Frau war die Tochter eines eben so armen und einfachen Zimmergesellen?““

„„Hm, hm, ja.““

„„Aber sie war ehrlich und fleißig wie Sie, und der Herr segnete Euren Fleiß und Eure Thätigkeit!““

„„Das that er, Herr Senator.““

„„Und Ihre Frau ist Ihnen noch immer lieb, obwohl ihr Vater nur ein armer Zimmergesell war?““

„„Gewiß, gewiß, Herr Senator. Ich war es ja auch nur.““

„Er sagte es eifrig. Aber auf einmal wurde er unruhig, als wenn er zuviel gesagt habe.“

„Der Rathsherr aber fuhr fort.“

„„Nun, das freut mich, Herr Krause. Wenn Ehe-

leute sich lieb haben, das ist viel werth, besonders in Zeiten des Unglücks; sie tragen es dann miteinander.""

„Der Senator sprach das so sonderbar, so Unglück weissagend; er sah den Herrn Krause so sonderbar dabei an."

„Der reiche, stolze Bauherr wurde unruhiger, und seine Unruhe hatte einen anderen Grund, als daß er eben zu viel gesagt habe."

„„Ja,"" ja, erwiederte er nur."

„„Und,"" sagte der Rathsherr; „„das Unglück kann kommen, wie der Dieb in der Nacht. Es pflegt auch so zu kommen.""

„Der Herr Krause antwortete nichts."

„„Was hatten Sie doch vor einem Vierteljahr mit dem Bergmann, Herr Krause?"" fragte der Rathsherr.

„Der Bauherr erblaßte. Es war da, was seine Unruhe befürchtet hatte."

„„Ich, Herr Senator?""

„„Ja, Sie!""

„„Der Mensch war schlecht in der Arbeit gewesen. Ich hielt ihm das vor. Anstatt Besserung zu versprechen, wurde er grob. Ich entließ ihn, und das war Alles.""

„„Hm, das war wohl nicht Alles. An demselben Abend wurde der Mann heimlich und hinterlistig überfallen, lebensgefährlich mißhandelt, für todt liegen gelassen, oder vielmehr absichtlich in eine Pfütze ge-

hätte wohl schlimme Tage im Hause gehabt, wenn sie auch das gewußt hätten. Ich allein mache Ihnen den Vorschlag, Herr Krause, um Sie nicht im Zuchthause zu sehen.""

„„Die Tochter des Zimmergesellen,"" rief der Bauherr noch.

„„Sie waren ja selbst Zimmergesell, Herr Krause, und Ihre Frau?""

„„Herr Senator, giebt es kein anderes Mittel?""

„„Nein!""

„„Na, so mag der Junge sie nehmen.""

„„Geben Sie mir Ihre Hand darauf, Herr Krause.""

„„Hier, Herr Senator.""

„„Wir sind fertig, Herr Krause.""

„Damit war auch der Herr Krause entlassen, der gedemüthigte, reiche und stolze Bauherr."

„Die arme Anna Bergmann wurde darauf die Schwiegertochter des reichen Herrn Krause, und sie vertrug sich mit ihm und ihrer Schwiegermutter, und mit ihrem Mann lebt sie noch heute friedlich, und sie haben Kinder und Kindeskinder um sich."

„Und ich bin jetzt mit meiner Erzählung zu Ende, Herr Staatsanwalt. Und die Moral von der Geschichte?"

Mit der Frage schloß der alte Criminalrath.

Der Staatsanwalt hatte keine Antwort darauf. Er sah nachdenklich vor sich hin.

Der Criminalrath aber sagte:

„Ich will es Ihnen sagen, Herr Staatsanwalt. Die Moral von der Geschichte ist eben das, was ich Ihnen durch sie beweisen wollte. Gesetz und Recht sind Zweierlei. Das Gesetz ist ein starrer, todter Buchstabe. Das Recht ist das Lebendige in jedem einzelnen Falle, in dem einen anders, wie in dem andern, wenn auch das Gesetz für beide das gleiche ausspricht und nur aussprechen kann. Das ist eben das Herz des Rechts. Das Herz hat aber nur der Mensch, nicht der Buchstabe. Daher schaden schlechte Gesetze nichts in den Händen braver Beamten; die besten Gesetze geben aber auch keinen Schutz, wenn schlechte Beamten sie handhaben."

Nun glaubte der Staatsanwalt doch auch eine Moral von der Geschichte gefunden zu haben.

„Ah, Sie meinen, früher habe es bessere Beamten gegeben, als jetzt?"

„Gott soll mich behüten!" sagte der Criminalrath. „Im Gegentheil, ich hoffe gerade in diesem Augenblicke einem Beamten gegenüber zu stehen, den ich so hoch stellen kann, wie einen der besten der früheren Zeit. Meine Clientin, Herr Staatsanwalt?"

Der Staatsanwalt war doch auch wohl auf weitere Gedanken gekommen.

„Was soll ich für sie thun?" fragte er.

„Ah, Sie wollen also etwas für sie thun?"

„Alles, was sich mit den Gesetzen vereinigen läßt."

„Mit dem Rechte, Herr Staatsanwalt!"

„Und mit dem Gesetze, Herr Criminalrath."

„Meinetwegen auch. Lassen Sie uns nachsehen. Nach dem Gesetze hätte das Mädchen einen Hausdiebstahl begangen?"

„Ja."

„Der nur auf den Antrag der bestohlenen Hausherrin bestraft werden kann?"

„Freilich. Aber die Frau hat den Antrag gestellt."

„Sie kann ihn jedoch zurücknehmen!"

„Aber Sie wissen, daß sie nicht will. Sie selbst haben ja den vergeblichen Versuch bei ihr gemacht."

„Ich bin nur ein alter Cidevant, der bei solchen Weibern gar keine Autorität mehr hat. Aber machen Sie den Versuch, Ihnen wird es gelingen."

„Ich? Meine Stelle gestattet mir das nicht. Ich bin Euer Ankläger."

„Ja", sagte der alte Criminalrath, „da haben wir wieder das Gesetz ohne das Herz. Junger Herr, fassen Sie sich einmal Herz, nur zum zehnten Theile, wie mein alter, braver Polizeiherr Schwarzing es gethan hätte. Lassen Sie das Weib vorkommen, halten Sie ihr ihre Hartherzigkeit, ihren schlechten Ruf, ihren noch schlechtern Lebenswandel vor; machen Sie ihr einmal recht die Hölle heiß. Sie thun ein gutes und gerechtes Werk."

Der Staatsanwalt sträubte sich nicht mehr.

„Ich werde den Versuch machen," sagte er.

„Und Gott wird seinen Segen dazu geben."

Und so geschah es.

Schon am folgenden Tage konnte der Criminalrath das Mündel seines Freundes diesem zurückschicken.

Auch sie ist eine brave und glückliche Frau geworden.

Was wäre aus ihr geworden, was hätte aus ihr werden müssen, wenn sie in's Zuchthaus gekommen wäre?

Der Liebe Irrpfade.

Novelle von Fanny Herbert.

Unsere ganze Schule war Aufregung und Leben; denn in wenigen Tagen sollten die Sommerferien beginnen und diesen die Wahl einer Rosenkönigin, sowie ein großer Ball vorhergehen, eine Festlichkeit, zu welcher diesmal die Eltern und Verwandten sämmtlicher Schülerinnen feierlichst eingeladen worden waren. Welches von uns jungen Mädchen durch Stimmenmehrheit zur höchsten Würde des Tages erhoben werden sollte, galt vorläufig als tiefes Geheimniß, obgleich die ganze Schule die Glückliche von vorneherein richtig zu errathen pflegte. Ich war noch nicht sechszehn Jahre alt und man wird es daher nur zu verzeihlich finden, wenn auch mein junges Herz höher schlug vor Sehnsucht nach der so leicht verwelkbaren Krone. Ein im flüsternden Tone zwischen der Musiklehrerin und der französischen Gouvernante unseres Etablissements geführtes Gespräch, dessen zufällige Ohrenzeugin ich wurde, trug nicht wenig dazu bei, meine persönliche Eitelkeit noch bedeutend zu erhöhen.

„Franziska von Halden,“ sagte Madame Wendel, „ist bei Weitem das hübscheste Mädchen in der ganzen Schule und muß also zur Rosenkönigin gewählt werden.“

„Ma foi! Diese Augen, dieses Haar, dieser Teint! Sie wird sich magnifique ausnehmen!“ rief Mademoiselle Eugenie St. Croix mit einer Geste des Entzückens.

Madame Wendel aber war, beiläufig gesagt, so recht im eigentlichen Sinne des Wortes eine Deutsche und haßte alle französische Ueberschwänglichkeit gründlich.

„Von Rechtswegen müßte Mathilde Hauser gewählt werden,“ entgegnete sie mit scharfer Stimme, indem sie wie betheuernd die Hand auf die vor ihr auf dem Tische liegende Zeitung niedergleiten ließ und ungeduldig die Falten in der letzteren glatt zu streichen begann; „aber sie ist anspruchslos in ihrem Auftreten und ihre Wahl würde daher unserer Prinzipalin, der Madame Waldorf, nicht zusagen.“

„Sie ist zu klein,“ antwortete Mademoiselle Eugenie St. Croix, „und außerdem auch nicht hübsch genug.“

„Auch ist sie nicht vom Adel, besitzt keine Connexionen,“ unterbrach Madame Wendel ihre Collegin fast spöttisch, „während durch Franziska von Halden's Wahl das Ansehen unserer Schule nur gewinnen kann.“

Ich zog mich leise aus der Nähe der Redenden zurück. Wie sehr ich mich auch auf die mir zuge-

dachte Rolle freute, so begann sich doch auch Mitleid für die arme zurückgesetzte Mathilde Hauser in mir zu regen. Wäre mir ein Blick in die Zukunft vergönnt gewesen, so hätte ich freilich dieses Mitleid für mich selbst aufgespart; so aber eilte ich die Treppe hinauf in das meinem ausschließlichen Gebrauche gewidmete Zimmer, um mein Bild im Spiegel zu betrachten. Ja wohl, ich war in der That ein hübsches Mädchen und nur wenige meiner Schulgenossinnen durften sich dieses Feuers im tiefblauen Auge, dieser üppigen Locken vom glänzendsten Schwarz rühmen. Ich wandte den Kopf halb zur Seite. Wie graziös, wie elegant er auf den schneeweißen Schultern saß! Ich mußte an die Erzählungen unserer greisen Wirthschafterin vom Stolze des alten Geschlechts der von Halden denken, und außerdem fiel mir meine zunehmende Aehnlichkeit mit meiner Tante Margarethe auf, deren lebensgroßes Portrait zu Hause in der Bibliothek hing. Meine Züge waren allerdings etwas markirter als die ihrigen und meine Wangen strahlten Gesundheit und Jugend, während die ihrigen in jenem Portrait bleich und abgefallen waren. Doch sie hatte ja auch länger gelebt als ich, die kalte Hand der Zeit die Glut der Jugend auf ihrem Antlitz bereits verwischt, als jenes Bild gemalt wurde, während ich —. Doch ich will meiner Erzählung nicht vorgreifen.

Die Vorbereitungen zu unserm Feste schritten rasch vorwärts und in seltener Lieblichkeit brach endlich

unser Galatag an. Alle jungen Mädchen der Schule waren weiß gekleidet und trugen zur Unterscheidung von den Gästen blaue Schleifchen auf den Schultern. Als Alles versammelt war, wurden die Stimmen verlesen, und siehe da, die Mehrheit entschied wirklich zu meinen Gunsten. Man setzte mir eine Krone der schönsten frischen Blumen auf die Stirn und von den beiden jüngsten Schülerinnen wurde mir auf seinem Sammetkissen ein aus Locken aller Schülerinnen des Etablissements geflochtenes Armband überreicht. Professor Tempel, unser Lehrer der Naturgeschichte und Physik, ergriff mich bei der Hand und führte mich auf einen Thron am äußersten Ende des Schulzimmers, um dort eine scherzhaft feierliche Anrede an mich zu halten, in welcher ich als „Königin Franziska die Erste“ angeredet und aufgefordert wurde, alle Anwesenden für diesen Tag als meine Unterthanen zu betrachten. Dann begann der Tanz. Bald diese, bald jene Lippen hörte ich flüsternd die Schönheit der Rosenkönigin rühmen, und obgleich mein Auge mehrmals theilnahmsvoll das bleiche, traurige Gesicht Mathilde Hauser's suchte, schwamm ich den ganzen Tag über in einem Meere von Wonne, denn es war ja mein erster Triumph, den ich feierte. Ich lachte und tanzte, tanzte und lachte, und als ich Abends mein müdes Haupt auf's Kissen legte, hielt die Lust befriedigter Eitelkeit mir die Augen offen, bis bereits der neue junge Tag durch's Fenster zu schimmern begann.

Meine königliche Rolle war ausgespielt und wir begannen unsere Vorbereitungen zur Abreise nach Hause. Ich war eben mit dem Packen meines Koffers beschäftigt, als Madame Waldorf eilig zu mir in's Zimmer trat, um mich zur sofortigen Abreise aufzufordern, da von meinem Vater ein Bote mit der Meldung angekommen sei, daß meine Mutter hoffnungslos krank darniederliege und jede Stunde ihrer Auflösung entgegensehe.

Zu Hause war Alles Kummer und Bestürzung. Meine Mutter war bereits Jahre lang kränklich gewesen, jetzt jedoch hatte ihr Uebel plötzlich und ganz unerwarteter Weise eine tödtliche Wendung genommen und sie starb wenige Tage nach meiner Ankunft, so daß ich nicht wieder in die Schule zurückkehrte. Mein Vater trat vielmehr zu seiner Zerstreuung eine längere Reise mit mir an, von welcher wir erst zurückkehrten, als ich fast siebenzehn Jahre alt war und nun die selbstständige Oberleitung des Hauswesens übernehmen konnte. Es mag auffallend erscheinen, daß ich in noch immer so jugendlichem Alter bereits einer Stellung von so großer Verantwortlichkeit vorzustehen vermochte; doch das Reisen in fremden Ländern und der stete Verkehr mit älteren Personen hatten meinen Charakter schneller heranreifen lassen, als es zweifelsohne unter gewöhnlichen Verhältnissen der Fall gewesen wäre.

Mein Vater und ich waren unzertrennlich von

einander. Unsere Spaziergänge und Ausflüge zu Pferde fanden nur gemeinsam Statt, und bei seiner Lieblingsbeschäftigung, dem Pflanzen und Säen in unseren ausgedehnten Gartenanlagen, war ich seine stete Begleiterin und Gehülfin. An den langen Sommerabenden lauschte ich an seiner Seite, auf grünem Rasenteppich gelagert, dem wonnigen Gesange der Nachtigall und besprach als seine innigste Vertraute seine Pläne für die Zukunft mit ihm. Mein Vater — ach, die Sprache versagt mir, wenn ich an ihn denke und ihn zu schildern versuche. Diese stolze, militairische Haltung, dieses braune, reiche Lockenhaar, diese dunkel glühenden Augen voll unendlicher Liebe, dieses Lächeln voll Milde und Wohlwollen! Er hatte meine Mutter sehr jung geheirathet und stand noch jetzt in der ganzen Fülle männlicher Kraft, sowohl körperlich als geistig, denn sein Verstand war hell und durchdringend, sein Urtheil schlagend und sein Wille, wo er ihn einmal ausgesprochen, unbeugsam. Mir war er mehr als die ganze übrige Welt — Bruder, Herzensfreund, Vater — Alles in Allem. Auch die Armen in der ganzen Gegend liebten und verehrten ihn, und waren gewohnt, in jeder Noth, bei jedem Kummer vertrauungsvoll auf seine Hülfe, seinen Rath zu bauen, denn der Unglückliche verließ unsere Schwelle niemals ungetröstet. Wie mancher vom Elend darniedergebeugte, Familienvater verließ unser Haus mit heiterem Gesicht und einem Herzen voll neubelebter Hoffnung!

Mein siebzehnter Geburtstag kam herbei. Wir verließen unsern Wohnsitz selten auf längere Zeit und gingen niemals wieder in's Ausland. Dann und wann mußte ich auf den besonderen Wunsch meines Vaters an Gesellschaften und Bällen in unserer Nachbarschaft Theil nehmen, auch sahen wir gelegentlich Freunde bei uns zum Besuch; im Allgemeinen lebten wir jedoch außerordentlich still und eingezogen und mit Ausnahme einer einzigen Dame, erwarb ich mir keine näheren Freundinnen. Intim kann ich übrigens das Verhältniß, welches sich allmälich zwischen Madame Blumfeld und mir bildete, kaum einmal nennen; doch sie besuchte unser Haus häufiger wie sonst irgend Jemand, und ich pflegte den Neuigkeiten, an welchen sie stets überreich war, wie wenig sie auch mich selbst interessiren mochten, stets mit Begierde zu lauschen, um später meinen Vater nach der Rückkehr von der Jagd, der einzigen Zerstreuung, welcher er außerhalb des Hauses nachging, mit denselben zu unterhalten.

Eines Morgens kam Madame Blumfeld früher wie gewöhnlich in unser Haus, erklärte Anfangs, sie dürfe sich nur wenige Minuten aufhalten, und nahm dann Platz, um sich einmal, wie sie es nannte, recht ordentlich mit mir auszuplaudern. Endlich erhob sie sich und schritt von mir geleitet der Thür zu. „Möchten Sie wohl eine Stiefmutter haben, liebes Kind?“ sagte sie, plötzlich stehenbleibend und mir liebkosend die Wangen streichelnd.

Ich schrak überrascht zusammen. Eine Stiefmutter? Der Gedanke war so neu, so sonderbar; war mir noch niemals in den Sinn gekommen. Es war mir, als wollte mir das Blut in den Adern stocken. Im nächsten Augenblicke schon gewann ich jedoch die Fassung wieder und antwortete, es sei nicht meine Gewohnheit, mir Sorge zu machen, wo es sich um völlig unwahrscheinliche Dinge handle.

„So völlig unmöglich wäre es nun freilich nicht, liebes Kind, daß Ihr Vater Ihnen gelegentlich einmal eine Stiefmutter zuführte," warf Madame Blumfeld mit einem vielsagenden Blicke hin; „doch wir werden ja sehen, was die Zeit bringt."

„Haben Sie Beweise dafür, daß mein Vater mit der Absicht umgeht, sich noch einmal zu verheirathen?" fragte ich, kalt einen Schritt zurücktretend; „in anderm Falle muß ich bitten, unseren Namen nicht in's Gerede zu bringen."

„In's Gerede bringen, Fräulein von Halden, und hätte ich diese schroffe, kalte Sprache auch um Sie verdient? Doch ängstigen Sie sich nur nicht, denn, wahrhaftig, ich weiß selbst kaum einmal, wie mir jene Frage auf die Lippen kam."

Ich warf mich aufgeregt in einen Stuhl und sie kniete an meiner Seite nieder; doch es litt mich nicht auf meinem Sitze und ich erhob mich, um einen raschen Gang durch das Zimmer zu machen. Es drängte mich, mehr von Madame Blumfeld zu hören, doch ich

war zu stolz, weitere Fragen an sie zu richten. Ich bot meine ganze Willenskraft auf die äußere Ruhe wieder zu gewinen und bat meine Freundin lachend, mit ihren losen Schäkereien und Neckereien innezuhalten.

Sie verließ das Zimmer und ich begann in steigender Unruhe auf's Neue in demselben auf und nieder zu schreiten. Ja, ich kannte die Dame, an welche Madame Blumfeld bei jener Frage gedacht hatte; es war Madame Herold, die sich zwischen mich und mein ganzes Erdenglück drängen wollte. Wir waren dann und wann mit ihr zusammengetroffen, wenn sie sich in der Nachbarschaft bei einer Freundin zum Besuche aufhielt und wie schmerzlich klar drängte sich mir jetzt die Erinnerung an alle kleinen Scenen auf, die ich während jener Zusammentreffen beobachtet hatte! Mein Vater war in seinem Benehmen jederzeit verbindlich, zuvorkommend, — konnte er es gegen sie jemals noch mehr gewesen sein wie gegen andere Damen? Ja, ich war blind gewesen. Blicke, die ich beobachtet, Worte, die ich belauscht, öffneten mir jetzt die Augen und ließen jeden Zweifel schwinden. Nur ein Trost, eine Hoffnung blieb mir. Madame Herold hatte die Gegend verlassen und mochte vielleicht nie wieder dahin zurückkehren. Ich faßte den Entschluß, das vor mir aufgetauchte Schreckbild zu bannen und aller Furcht vor ihm zu entsagen.

Mein Benehmen gegen Madame Blumfeld wurde von jetzt an kälter und ich vermied es Madame

Herold's Namen zu erwähnen oder auch nur zu hören. Meinem Vater hingegen war ich noch mehr wie früher beflissen, stets neue Beweise meiner Anhänglichkeit und zärtlichen Liebe zu geben. Er durfte nicht nur seine Spaziergänge und Ausflüge nach wie vor nie anders wie in meiner Begleitung unternehmen, sondern ich machte es mir auch zur Gewohnheit, ihm selbst zur frühesten Stunde eigenhändig sein Frühstück zu serviren und ihn wachend zu erwarten, mochte er gleich zur spätesten Nachtstunde nach Hause zurückkehren. Um ihm seine Lieblingslieder desto geschmackvoller und ergreifender vorsingen zu lernen, nahm ich noch einmal Gesangunterricht und nur Zeichnungen von meiner Hand durften die Wände seines Studirzimmers schmücken. Ja, ich lebte einzig und allein für meinen fast vergötterten Vater, der mein Herz so gänzlich in Anspruch nahm, daß die Kälte meines Wesens mehr als einen jungen Mann, der um meine Gunst zu werben geneigt schien, aus meiner Nähe zurückschreckte. So kam mein achtzehnter Geburtstag heran. —

Madame Herold hielt sich eben wieder in unserer Nachbarschaft auf, und ich wußte nur zu wohl, daß mein Vater sie aufsuchen würde, doch die Furcht, diese Dame durch ihn zur Stiefmutter zu erhalten, war gänzlich von mir gewichen. Ich fand es thöricht, lächerlich, mich ihr überhaupt jemals hingegeben zu haben, und war gerade deshalb um so weniger auf

dasjenige vorbereitet, was jetzt erfolgen sollte. Ich saß am Morgen dieses meines Geburtstages am offenen Fenster meines Zimmers, als ich mich von den Armen meines Vaters umfangen und seinen Kuß auf meiner Stirn fühlte.

„Woran dachte mein süßes Kind so eben?“ fragte er mein Haupt sanft an meine Brust drückend, und mir zärtlich in's Auge blickend.

Ich weiß nicht weshalb, doch mir traten Thränen in die Augen.

„Thränen, Franziska, und noch dazu an Deinem Geburtstage!“ sagte er herzlich. „Komm', laß' mich sie trocknen. Sieh' nur, was ich Dir bringe!“ Und er öffnete ein Kästchen, welches ein Kreuz und Ohrringe von Diamanten enthielt.

„Wie wunderschön, wie prächtig!“ rief ich, als er mir das blitzende Geschmeide in die Hände legte. „Du hättest mir in Wahrheit nichts schenken können, Vater, das mir größere Freude gemacht hätte.“

Ich sprang zum Spiegel, um mich in dem neuen Schmucke zu betrachten.

„Ich habe noch ein anderes Geschenk für Dich, meine Franziska, ein anderes Herz, das sich nach Deiner Liebe sehnt,“ flüsterte mein Vater, mich sanft in seine Arme ziehend. „Ich wünschte Dir eine neue Herzensfreundin, eine neue Genossin unserer stillen häuslichen Freuden zuzuführen.“

Ich hatte kaum die Kraft, mich aufrecht zu erhalten.

„Franziska, liebes einziges Kind,“ fuhr er sanft bittend fort; ist Dir mein Glück theuer?“

„Wie kannst Du fragen, Vater?“ rief ich leidenschaftlich. „War es nicht das Ziel meines Denkens, meines ganzen Denkens, während aller dieser Jahre? Welchem anderen Zwecke vermöchte ich auch meine ganze Zukunft zu widmen?“

Es floh ein leichter Schatten über seine Züge, und mir war, als suchte sein Auge betroffen in dem meinigen zu lesen.

„Ich wünschte Dir eine Freundin zuzuführen, Franziska, die Dich, die uns Beide, innig lieben würde, deren Glück künftig, gemeinsam mit dem meinigen, das Ziel, der Zweck Deines Denkens und Strebens sein müßte. Sieh, Du warst mir mehr wie eine Tochter, Franziska, — warst die Vertraute meiner innersten Gedanken, warst meine Freundin, — und daher wünsche ich Deine Einwilligung, bevor ich Dir eine Stiefmutter gebe.“

Ich war keiner Antwort fähig.

„Du wirst sie lieben müssen gleich mir, sobald Du sie nur erst kennen lernst, Franziska. Ich werbe um Madame Herold und habe bereits ihr Jawort.“

„Vater — ich sie lieben, Vater?“ rief ich, fast außer mir in den nächsten Sessel niedersinkend. „Hassen werde ich sie, hassen bis zum Tode, weil sie sich zwischen mich und mein ganzes Erdenglück gedrängt, mir meine Häuslichkeit zur Fremde gemacht,

sich meine Rechte und Pflichten angemaßt hat und weil sie —“

Meine entsetzliche Aufregung erlaubte mir nicht, weiter zu sprechen. Ich brach in heftiges Schluchzen aus, während mein Vater schweigend das Zimmer verließ. Als ich an jenem Tage bei Tische wieder mit ihm zusammentraf, fühlte ich mich ihm gegenüber zum ersten Mal in meinem ganzen Leben befangen und traurig. Nach dem Essen erhob er sich, küßte mich auf die Stirn und wiederholte mir seinen Glückwunsch zum Geburtstage; dann aber traten wir zu einem gemeinsamen Spaziergange durch die Glasthür in den Garten hinaus und versuchten uns wie früher, ungezwungen und vertraulich mit einander zu unterhalten; mir jedoch war es nicht möglich, den alten Ton wiederzufinden. Ich suchte mich selbst zu überreden, ich hätte an jenem Morgen meinen Vater nur im Traume sprechen hören, und hatte auch wirklich, als wir in's Haus zurücktraten, meine Ruhe fast wiedergewonnen; doch fie wich auf's Neue der leidenschaftlichsten Aufregung, als ich wenige Stunden später den Hufschlag seines Pferdes vernahm. Er verließ mich, um Madame Herold's Gesellschaft aufzusuchen.

Wenige Tage später forderte mich mein Vater zu einer Spazierfahrt in seiner Gesellschaft auf, ohne mir das Ziel unseres Ausfluges zu nennen, welcher indessen, wie ich fühlte, nur der Madame Herold gelten konnte. Als wir in dem Hause eintrafen, in welchem

sie sich eben aufhielt, führte man uns sogleich in das Wohnzimmer, in eines jener Gemächer, in denen uns das matt eindringende Sonnenlicht im ersten Augenblicke nur einen Gesammteindruck in unser Inneres aufzunehmen gestattet und sich die einzelnen Gegenstände erst nach sorgfältigerem Umherblicken dem Auge deutlicher gestalten.

Madame Herold saß, mit einer Hausarbeit beschäftigt, am oberen Ende des Zimmers, in einem niedrigen Stuhle, und erhob sich bei unserem Eintritt. Eine andere Dame in mittleren Jahren trat uns mit einigen verbindlichen Bewillkommnungsworten entgegen und begann sofort sich mit meinem Vater über verschiedene Tagesereignisse zu unterhalten, während mich Madame Herold zum Niedersetzen an ihrer Seite einlud; doch drohte das Gespräch zwischen uns Beiden häufig gänzlich in's Stocken zu gerathen.

Da ich, seit mein Vater sich mit ihr versprochen, niemals mit Madame Herold zusammengetroffen war, so nahm diese denn jetzt, wie man leicht denken kann, mein Interesse nicht eben in gewöhnlichem Grade in Anspruch. Ihrem Aeußeren nach zählte sie etwa dreißig Jahre, mochte jedoch in Wirklichkeit zwei oder drei Jahre älter sein. Sie hatte sanft blickende Augen, kleine regelmäßige Züge und ihr bleiches Gesicht war durch üppiges blondes Haar eingerahmt, das über die Ohren herabhängend, am Hinterkopfe durch breite Flechten befestigt war. Ihren Scheitel bedeckte ein

zierliches Spitzenmützchen. Wenn sie lächelte, so wies sie eine Reihe perlweißer Zähne, und der Ausdruck ihrer Züge wurde dann wahrhaft herzgewinnend. Sie trug ein hellgraues seidenes Kleid, und an der Brust, statt einer Brosche, ein Sträußchen weißer Lilien. Sie war nicht so groß wie ich, eine zierliche, elegant gebaute Gestalt, mit sammetweichen Händen von schneeiger Weiße.

Unser Besuch dauerte nicht lange und des Verhältnisses dieser Dame zu meinem Vater wurde gar nicht erwähnt, doch der Letztere theilte mir auf dem Heimwege mit, daß er in drei Wochen Hochzeit zu halten denke. Ich empfing diese Nachricht schweigend, weil ich nicht zu antworten fähig war. Am Tage darauf sagte mir mein Vater, Madame Herold habe die Gegend verlassen, um erst zum Tage ihrer Vermählung mit ihm zurückzukehren.

Drei Wochen lebten wir nun noch einmal ganz wie in früheren Zeiten. Wie in früheren Zeiten? Dem Aeußern nach, ja wohl; doch mich verließ keinen Augenblick mehr das herbe Gefühl, daß das Schwert des Damokles über meinem Haupte hing, daß mein ganzes Lebensglück in Kurzem unwiederbringlich auf immer vernichtet werden sollte. Es kam mir nicht der geringste Gedanke daran, mich mit meinem Schicksale auszusöhnen. Ich fühlte nur, daß mein früherer Platz im Herzen meines Vaters jetzt einer Anderen gehörte, daß mir die alte geliebte Heimath verloren,

daß ich durch eine Stiefmutter verdrängt werden sollte.

Als ich mit meinem Vater zu jenem ersten Besuche bei Madame Herold fuhr, geschah es mit dem festen Vorsatze, jeden Versuch der Dame, meine Freundschaft zu gewinnen, mit Entschiedenheit zurückzuweisen und die Kälte meines Benehmens erfüllte ihren Zweck nur zu wohl. Als ich sie zuerst in ihrer milden, lieblichen Schönheit vor mir sah, in diese sanften, mit so schüchternem Ausdruck zu mir emporblickenden Augen schaute, wollte mein Herz weicheren Empfindungen Raum geben; im nächsten Augenblicke jedoch schon triumphirte der in mir bereits allgewaltige Dämon der Eifersucht und ich begann sie nur desto tiefer zu hassen, je mehr mein Vater — und ich kannte ihn ja nur allzuwohl — sie lieben mußte.

Auf seinen Wunsch willigte ich ein, der Trauungsfeierlichkeit beizuwohnen. Mit ihr lag mein Leben abgeschlossen vor mir da. Die Zukunft war mir gleichgültig und der einzige Wunsch, der mir noch blieb, nimmer wieder in die alte Heimath zurückkehren zu können.

Die Hochzeit fand Statt.

Madame Herold sah im bräutlichen Schmucke schöner aus, wie ich sie je zuvor gesehen, und als mein Vater ihr mit einem Blicke unaussprechlicher Liebe und Zärtlichkeit am Altare, zum Bunde für's ganze Leben, die Hand reichte, war mein Elend vollkommen. Von den

späteren Stunden jenes Tages besitze ich nur ganz verworrene Erinnerungen, denn ich wandelte wie im Traume. Ich hörte Fragen nach meinem Namen, sah bewundernde Blicke auf mich gerichtet. Daß man den Wurm nicht ahnte, der am Mark meines Lebens zehrte.

Mein Vater schloß mich in seine Arme, meine Stiefmutter küßte mich und hauchte ein Gebet, daß Gott mich sie lieben lehren möge. Dann verließen mich Beide und ich blieb allein.

Noch an jenem Nachmittage trat ich eine Besuchsreise nach einer andern Provinz, zu einer alten Dame an, die früher meine Gouvernante gewesen war, und von welcher ich wußte, daß es ihr Freude machen würde, mir eine Zufluchtsstätte zu gewähren.

Sie bewohnte ein unscheinbares Häuschen, in einem abgelegenen kleinen Dorfe, und gerade ein solches Domicil suchte ich jetzt, denn ich fühlte, daß ich einer Krankheit entgegenging. Es konnte nicht ausbleiben, meine Kräfte mußten sich endlich erschöpfen, und so meine letzte Hoffnung in Erfüllung gehen, ein sanfter Tod mich dieser endlosen Seelenqual entrücken. Noch am Tage meiner Ankunft in jenem Dörfchen stellten sich Fieberanfälle bei mir ein, und es kostete mich Mühe, Madame Fenner zu überreden, den Brief zurückzuhalten, durch welchen sie meine Eltern von meinem Zustande benachrichtigen wollte. Es gelang mir indessen endlich, und aus Dankbarkeit schloß ich

ihr mein ganzes Herz auf. Ihre Liebe zu mir verblendete sie, denn sie machte nicht den geringsten Versuch, mich mit dem Gedanken an eine Stiefmutter auszusöhnen. Sie hatte meine wirkliche Mutter gekannt und geliebt, und erblickte in dieser neuen Heirath meines Vaters nur die größte Rücksichtslosigkeit gegen mich, und als ich ihr meinen Wunsch aussprach, gar nicht wieder nach Hause zurückzukehren, fand sie ihn völlig gerechtfertigt.

Jetzt jedoch komme ich zu einer Epoche meines Lebens, an welche ich noch im gegenwärtigen Augenblick nur mit Schaudern zurückzudenken vermag.

Madame Fenner führte mir einen jungen Mann ihren Neffen zu, der nun den größten Theil seiner Zeit in unserem Häuschen verbrachte und endlich in mich drang, mich der Nothwendigkeit, überhaupt jemals nach Hause zurückzukehren, ein für allemal durch eine Verheirathung mit ihm selbst zu entziehen. Wie genau ich mich noch jenes Abends erinnere, da er zum ersten Male unsere Hütte besuchte! Madame Fenner und ich saßen allein in unserem Stübchen, als sich plötzlich ein lautes Klopfen an der Hausthür hören ließ und unser alter Hund sich mit gespitzten Ohren und dumpfem Geknurre aufmerksam in die Höhe richtete. In der nächsten Minute trat ein junger Mann mit einem kleinen Mantelsacke in's Zimmer, schüttelte der alten Dame die Hand und wandte sich dann mit einem überraschten Blicke zu mir, bis

Madame Fenner ihn mir mit den Worten: „Mein Neffe, Philipp Wilder" vorstellte. Er nahm Platz und während seine Tante in ihrem kleinen Häuschen die nöthigen Vorkehrungen zu seiner Aufnahme traf, fand ich Muße, ihn näher in's Auge zu fassen. Er war hochgewachsen und brünett, seine Züge hübsch, doch das dunkle Auge blickte rastlos und listig, und die Züge um seinen Mund schienen mir Mangel an Gefühl, Habgier und Sinnlichkeit zu verrathen. Es fehlte seinen Manieren keineswegs an Schliff, oder richtiger gesagt, sein Benehmen war so ängstlich verbindlich, daß man ihm die Furcht ansah, des Guten zu wenig zu thun.

Der Heirathsantrag eines Mannes, der mir desto weniger gefiel, je näher ich ihn kennen lernte, konnte natürlich nur mit Widerwillen zurückgewiesen werden. Nicht nur, daß ich diesen Mann nicht liebte, er war mir sogar unangenehm, und außerdem seine gesellschaftliche Stellung der meinigen himmelweit untergeordnet. Ich eine von Halden und er nichts als Schreiber bei einem Rechtsanwalt! Doch jetzt trafen Briefe, unendlich zärtliche Briefe von meinen Eltern aus Wien an mich ein, die nichts wie Glückseligkeit athmeten und ihre bevorstehende Rückkehr von der Hochzeitsreise verhießen. Bisher hatte ich Philipp Wilder's Bewerbungen zurückgewiesen, hatte diesen Mann verabscheut; — jetzt änderte ich meinen Sinn. Alles, alles, nur nicht in eine Heimath zurückkehren, die jetzt so

schrecklich verändert war! Ich verlobte mich mit Philipp Wilder. Er war, wie ich später entdeckte, damals völlig ohne Beschäftigung und nur zu seiner alten Tante gekommen, um ihr Geld abzupressen, wie traurig auch ihre eigene Börse bestellt sein mochte.

Er habe mir augenblicklich noch keine Heimath anzubieten, sagte er, weil er eine solche selbst nicht besitze; wenn ich mich indessen mit ihm trauen lassen und sodann auf wenige Tage in das Haus meines Vaters zurückkehren wolle, so werde er inzwischen einen Posten, wegen dessen er bereits in Unterhandlung stehe, antreten und mir gleichzeitig eine gemüthliche Häuslichkeit einrichten. —

Ich fühlte, daß ich im Begriffe war Unrecht zu handeln und außerdem fragte es sich, ob ich meine Lage in Wirklichkeit dadurch verbesserte. Auch sollte ich nach Hause zurückkehren und das war es ja eben, was ich bisher besonders gefürchtet hatte. Mein böser Dämon zeigte mir das Bild der Stiefmutter.

„Ich bin bereit Ihnen meine Hand zu reichen, Herr Wilder," sagte ich, „doch ich muß es entschieden ablehnen, nach Hause zurückzukehren. Ich werde hier bei Ihrer Tante bleiben, bis Sie sich eine Zukunft und mir eine Häuslichkeit gesichert haben."

Ich wurde indessen überstimmt, oder die schlau angelegten Pläne dieses Mannes hätten scheitern müssen.

Madame Fenner glaubte zuversichtlich, daß die Heirath mit ihrem Neffen mich wahrhaft glücklich

machen würde, wenigstens bin ich überzeugt, daß sie dieselbe keineswegs aus selbstsüchtigen Motiven befürwortete; was meinen Bräutigam indessen anbetrifft, so sollte ich nur zu bald erfahren, daß er sich nur meines Geldes wegen um mich beworben. Die jährliche Rente von zweitausend Thalern, welche mir im majorennen Alter aus dem Vermögen meiner verstorbenen Mutter zufiel, war eine zu starke Versuchung für ihn, obgleich ich, die im Schooße des Reichthums Aufgewachsene, dies nicht ahnte. Auch meine Schönheit mag ihn allerdings gereizt haben, denn ich glaube wirklich, soweit er überhaupt dieses Gefühls fähig war, liebte er mich damals.

II.

Am Tage meiner Abreise nach Hause fand in der Hütte meiner mütterlichen Freundin meine Trauung Statt, welcher nur sie und ein entfernter Bekannter meines nunmehrigen Gatten als Zeugen beiwohnten, und als die Ceremonie vorüber war, warf ich mich schluchzend in Madame Fenner's Arme, denn der verhängnißvolle Schritt, den ich soeben gethan, erfüllte jetzt mein Herz mit namenloser Bangigkeit. Doch mir blieb wenig Zeit zu Gefühlsäußerungen, denn schon vor Ablauf der nächsten Stunde fuhr ich der Eisenbahnstation zu. Ob der Waggon, in welchem ich reis'te, sonst noch Passagiere enthielt, was während der ganzen Reise um mich her vorging, wußte, be-

achtete ich nicht, und erst die Stimme meines Vaters weckte mich nach mehreren Stunden aus meinen Träumereien. Er fragte bei meiner Ankunft auf der letzten Station nach mir und es wurde mir bei dem Ton seiner Stimme, als ob sich mir ein eisiger Strom durch's Herz ergösse. Er öffnete die Thür meines Waggons, hob mich sanft heraus, nahm meinen Arm und führte mich zu unserer Equipage. Als er Auftrag gab, Fräulein von Halden's Gepäck herbeizuschaffen, erinnerte ich mich zum ersten Male daran, daß mir dieser Name nicht mehr zukam. Ich versuchte Unbefangenheit zu heucheln, lachte und plauderte. Ach, ich konnte Alles ertragen, — nur kein Mitgefühl, nur kein Mitleid.

Wir gelangten schnell zu Hause an und ich stieg, gefolgt von meinem Vater, die Treppe hinan, dann schlang dieser den Arm um mich, bot mir mit einem innigen Kusse Willkommen in der alten Heimath und führte mich in's Wohnzimmer, wo wir mit meiner Stiefmutter zusammentrafen.

Mein Stolz war noch nicht gebrochen, der böse Geist in mir behauptete noch immer seine Herrschaft. Sie küßte mich, doch ich gab die Liebkosung nicht zurück. Da es bereits spät war, so zog ich mich in mein Zimmer zurück, um mich umzukleiden und erschien dann zum Mittagsessen. Mein früherer Platz am oberen Ende des Tisches wurde jetzt von meiner Stiefmutter eingenommen. Mein Vater war außerordentlich lieb=

reich und aufmerksam gegen mich und sowohl er wie meine Mutter schienen lebhaft zu wünschen, Näheres über mein Leben während der jüngsten Vergangenheit von mir zu hören; doch ich blieb schweigsam und suchte, als das Mahl beendigt war, sofort wieder die Einsamkeit des eigenen Zimmers auf.

„Mich dünkt, Du siehst bleich aus, liebes Kind," sagte mein Vater, als er mir gute Nacht wünschte, „doch morgen früh werden die Rosen Deiner Wangen auf's Neue erblüht sein."

Ach, ich erinnere mich weder jenes Morgens noch vieler folgender. Sobald ich mich in meinem Zimmer allein sah, warf ich mich neben meinem Bette auf die Kniee und weinte so heiße Thränen, daß sie selbst das härteste, kälteste Herz gerührt haben müßten und als ich mein Haupt auf's Kissen legte, fühlte ich einen schweren, betäubenden Druck im Gehirn. Vor Erschöpfung sank ich endlich in Schlaf. Mir träumte, meine Stiefmutter stände neben meinem Lager, beugte sich zu mir nieder, um mich zu küssen, und verschwände dann in leere Luft.

Am nächsten Morgen lag ich in wilden Fieberphantasieen und der furchtbaren Aufregung aller meiner Nerven folgte jetzt eine lange, schwere Krankheit. Von meinen Leiden selbst ist mir nur eine schwache Erinnerung geblieben, doch weiß ich noch gar wohl, wie entsetzlich mich während meiner lichten Augenblicke die Angst zu quälen pflegte, in meinen

Phantasieen mein Geheimniß zu verrathen. Meine Stiefmutter wachte Tag und Nacht an meinem Bette und so oft ich mit vollem Bewußtsein um mich blickte, sah ich in ihr oder meines Vaters tiefbekümmertes Antlitz. Endlich erklärte der Arzt mich außer Gefahr und das Leben in seiner düstern Wirklichkeit begann wieder klarer und klarer vor meinem geistigen Auge aufzudämmern.

Mein erstes Verlangen stand jetzt nach den Briefen, die ohne Zweifel mittlerweile für mich eingetroffen sein mußten, doch ein dunkles, unheimliches Gefühl verbot mir ihnen nachzufragen. Wie lebhaft ich mich noch des Tages erinnere, da ich diese Briefe empfing! Ich saß oder ruhte vielmehr auf dem Sopha, während draußen die goldenen Strahlen der Herbstsonne auf den Blättern der Bäume spielten und die voll aufgeblühten Blumen ihre süßesten Düfte ausströmten. Meine Stiefmutter trat durch die offene Glasthür in's Zimmer und legte mir einen frisch gepflückten Rosenstrauß in den Schooß. „Wenn Du Dich wohl genug dazu befindest, liebes Kind," sagte sie, „so macht es Dir jetzt vielleicht Vergnügen, einige Briefe zu lesen, welche für Dich eintrafen, als Du gerade zu krank warst, um sie in Empfang zu nehmen."

Meine Pulse schlugen wild, doch bot ich das Aeußerste auf, dies zu verbergen und bat mit aller Ruhe, deren ich fähig war, mir diese Briefe ungesäumt zu übergeben.

Meine Stiefmutter verließ das Zimmer und meine Augen folgten ihr nach. War es denn möglich? Hatten die Liebe und Fürsorge, die sie mir während meiner Krankheit gewidmet, den alten Haß gegen sie in mir ertödtet? Begann ich in eben demselben Augenblicke Liebe zu ihr zu empfinden, da sich ein Brief in ihren Händen befand, der, wenn sein Inhalt bekannt wurde, vielleicht meine Verbannung aus dem väterlichen Hause veranlaßte.

Ich erkannte sogleich Madame Fenner's Handschrift und wandte mich ab, um die Briefe zu erbrechen. Meine Stiefmutter verließ mit zarter Rücksicht das Zimmer wieder und ich blieb mit mir selbst und meinem Schicksal allein.

Madame Fenner wußte von meiner Kranheit noch nichts. Ihr Brief war herzlich und liebevoll, doch schienen nach meiner Abreise Zweifel in ihr aufgestiegen zu sein, ob sie Recht daran gethan, mir zu dem verhängnißvollen Schritte meiner Verheirathung zu rathen. Sie sagte, ihre Sehnsucht nach mir sei kaum geringer als die meines Gatten, und theilte mir dann mit, der Letztere sei, wie ich auch aus seinem einliegenden Schreiben ersehen werde, gezwungen gewesen, in Geschäften plötzlich zu verreisen.

Voll trüber Ahnungen wandte ich mich nun zu diesem zweiten Briefe. Er war sehr kurz und augenscheinlich in großer Eile geschrieben. Mein Gatte bedauerte, daß es ihm schlechterdings nicht möglich

sei, mir so schnell eine Häuslichkeit zu bereiten, wie er es gehofft und gewünscht hätte; dringende Geschäfte zwängen ihn unverzüglich eine Reise anzutreten, eben diese Reise könne ihm möglicher Weise zu einem bessern Posten als seinem jetzigen verhelfen und auf alle Fälle werde ich in kürzester Frist mehr von ihm hören. Ich sah nach dem Datum des Briefes. Er war bereits eine Woche alt und seitdem noch kein anderer eingetroffen. Ich wußte, daß ich mit derselben Herzensangst und Ungeduld wie heute, künftig Tag auf Tag auf fernere Nachricht von ihm zu warten haben würde. Weshalb war ich überall nach Hause zurückgekehrt — weshalb nicht sogleich bei ihm geblieben?

Meine Genesung schritt nur langsam vorwärts, und mein Vater blickte bekümmert, so oft er mich ansah, während meine Stiefmutter mir vorsang, vorlas und mich in jeder erdenklichen Weise aufzuheitern suchte. Ich fühlte, daß ich mich schnell zu Tode härmen müsse, wenn nicht schnell eine anregende Veränderung in meinem Leben eintrat und so entschloß ich mich denn endlich, an Madame Fenner zu schreiben, bat sie, mir den gegenwärtigen Aufenthalt meines Gatten mitzutheilen und mich zugleich von seinen Lebensplänen näher zu unterrichten.

Ich empfing sogleich Antwort von der alten Dame, die mir zugleich einen, wie sie schrieb, so eben erst eingetroffenen Brief meines Gatten übersandte. Diesmal schrieb er, der Posten, um welchen er sich be-

worden, sei ihm zugesagt, mit dem Antritte desselben jedoch eine mehrmonatliche Reise in's Ausland verbunden, und er erwarte von mir zu hören, ob ich damit einverstanden, daß er sich dieser Bedingung füge.

Das letztere Verlangen war, wie ich nur zu wohl begriff, nichts als ein Deckmantel für Pläne anderer Art, denn sein Entschluß war ohne Zweifel längst gefaßt gewesen, bevor es ihm einfiel, mich um Rath zu fragen. Ich bat ihn indessen sogleich brieflich, den Posten unter der genannten Bedingung jedenfalls anzunehmen und wandte mich dann auf's Neue den eigenen Sorgen zu. Ihre Last war jetzt wesentlich erleichtert durch die Gewißheit, daß wenigstens noch einige Monate der Freiheit vor mir lagen. Ich genas völlig, fuhr und ritt wieder mit meinem Vater wie einst und meine geliebte Heimath wurde mir noch einmal ganz die alte. Meine Stiefmutter war mir eine ältere Schwester, und den Vorsitz an der Tafel ausgenommen, stand ich fast ebenso unumschränkt an der Spitze des Haushaltes wie je zuvor.

Der Friede meiner Seele, die Ruhe meines Herzens, waren freilich dahin, doch ich suchte zu vergessen. Ich hatte in einem unseligen Augenblicke leichtsinnig das ganze Glück meines Lebens verscherzt; doch für jetzt war mein Gatte abwesend. Es wollte mir bisweilen fast unmöglich scheinen, daß ich aufgehört haben sollte, Franziska von Halden zu heißen.

Die Zeit verging, mein zwanzigster Geburtstag

nahte heran und noch immer fehlte mir von meinem Gatten, seit jenen beiden kurzen Briefen, jede Nachricht.

Jetzt starb Madame Fenner und ich betrauerte diesen Todesfall um so schmerzlicher, da er mir die einzige Mitwisserin meines verhängnißvollen Schrittes und die einzige Trösterin in meinem geheimen Schmerze raubte. Wie oft drängte mich nicht mein Herz, meinem Vater zu Füßen zu fallen und ihm Alles rückhaltlos zu bekennen, doch mir versagte stets der Muth dazu. Der Gedanke an meine unselige Vermählung umschwebte mich gleich einem schwarzen Geiste, dessen Namen ich nicht nennen durfte, ohne ihn mir in seiner ganzen Schrecklichkeit vor Augen treten zu sehen.

Unser nächster Nachbar war ein gewisser Baron Feldhausen und die Ländereien desselben stießen unmittelbar an die meines Vaters. Er selbst war bereits ein alter Mann und verließ das Haus nur noch selten, doch pflegte sich an seiner Stelle sein Sohn die Einladungen meines Vaters zu Nutze zu machen, und nicht lange, so reifte meine Bekanntschaft mit Gustav von Feldhausen zu einem freundschaftlichen Verhältnisse heran, denn er wurde endlich nicht nur unser stete Gefährte auf unseren Ausflügen zu Fuße und zu Pferde, sondern verbrachte sogar ganze Tage auf unserem Gute. Er war der leidenschaftlichste Jäger und der verwegendste Reiter in der ganzen Gegend, und um so größeren Reiz hatte eben des=

halb jener lebhafte Hang zur Schwärmerei für mich, der seinem tiefsten Wesen innewohnte und bei jeder Gelegenheit sichtbar wurde.

Wenn wir an schönen Sommertagen zusammen im Garten saßen, pflegte er mir stundenlang Gedichte vorzulesen, oder mich zur Vertrauten seiner knabenhaften Träume von der Zukunft zu machen, Träume befriedigter Ehrsucht und Liebe, Träume voll jugendlich glühender Begeisterung und Hoffnungen voll ungetrübter Freuden. Zwar war er um einige Monate älter als ich, doch fühlte ich mich durch traurige Erfahrungen weit über meine Jahre gereift und meine Antworten, meine Rathschläge faßten daher stets das wirkliche Leben mehr in's Auge. So lag er dann oft, während ich mit meiner Stickerei beschäftigt dasaß, den Kopf auf den Arm gestützt, neben mir im Grase und lauschte, die großen blauen Augen träumerisch zum Himmel gewandt, die Wangen mit der Glut der Begeisterung übergossen, meinen Reden mit einer so großen Andacht, als ob seine ganze Zukunft von ihrer Beherzigung abhinge. Der Gedanke, daß er mich lieben könne, der Gedanke an meine eigene Gefahr, kam mir dabei nicht im Entferntesten in den Sinn, und wenn er mir zärtliche Gedichte in mein Album schrieb, oder mir Blumen brachte, so lachte ich nur.

Eines Morgens jedoch fuhr ganz unerwarteter Weise der alte Baron von Feldhausen bei uns vor.

und hatte eine lange, geheime Unterredung mit meinem Vater, ein Ereigniß, das mich in nicht geringe Verwunderung setzte, ohne daß es mir einfiel, den wahren Zweck des so seltenen Besuchs auch nur zu ahnen. Als ich etwa eine Stunde später über den Hausflur schritt, trat mir dort der alte Herr entgegen, der eben im Begriff war, sich wieder zum Wagen zu verfügen. Er stand still, nahm meine Hände sanft in die seinigen und blickte mir, wie fragend, tief in die Augen. „Nun, nun, am Ende hat der Junge gar keinen so üblen Geschmack,“ flüsterte er dann, küßte mich auf die Stirn und hatte die Karosse bestiegen, bevor ich mich von meiner Ueberraschung über seine seltsame Anrede zu erholen vermochte.

Ein Wink meines Vaters lud mich ein, ihm in mein Wohnzimmer zu folgen, und hier theilte er mir mit, daß der alte Baron für seinen Sohn um meine Hand geworben habe. — Ich fühlte mein Herz hoch aufzucken vor unsäglichem Schmerz. Was durfte mir Gustav — was durfte mir irgend ein Mann sein — mir, der bereits Vermählten, der Falschen, der Betrügerin.

„Fordere mich niemals, niemals wieder auf, einem Manne meine Hand zu reichen, Vater,“ begann ich feierlich; doch er ließ mich nicht weiter reden. Mit ruhigen, doch beredten Worten sprach er von dem Glück des ehelichen Lebens, rühmte Gustav's ehrenwerthen Charakter, sowie die Liebenswürdigkeit und

Herzlichkeit seines Wesens und schloß mit der Aeußerung, daß ich ihm keine größere Freude in der Welt bereiten könne, als wenn ich mich durch diese Heirath für immer an seine Nähe fesseln ließe.

Ich war keiner Antwort fähig. In der einen Minute schwebte mir ein offenes Bekenntniß auf den Lippen und in der nächsten zitterte ich, wenn ich der Folgen gedachte, bis mir ein Strom heißer Thränen Erleichterung verschaffte. Mein Vater war tief ergriffen, umarmte mich zärtlich und versprach, des Gegenstandes niemals wieder gegen mich zu erwähnen. Vom Bewußtsein meiner Schuld niedergebeugt, suchte ich die Einsamkeit meines Zimmers auf.

Am Sonntage darauf war Gustav's Sitz in der Kirche leer. Er hatte die Gegend verlassen und erst jetzt fühlte ich, daß ich ihn liebte. Der Kelch meiner Schmerzen war gefüllt.

So ging mein zwanzigstes Lebensjahr vorüber. Wie genau ich mich noch jener langen Sommertage mit ihren Ausflügen zu Pferde und Wagen erinnere, wie deutlich noch jetzt so manche, damals in den heitergeselligen Cirkeln unserer Nachbarschaft verlebte Stunden vor mir stehen. Ich sah mich bewundert, von Bewerbern umringt. Mein Herz blieb kalt, theilnahmlos, in sich selbst verschlossen. Und dennoch fehlte es damals meinem Leben keineswegs an Stunden des Glückes, denn das lange Stillschweigen meines Gatten hatte mich fast in ein Gefühl der Sicherheit einge-

wiegt, und ich erwartete, ihn niemals wiederzusehen. Die Vergangenheit lag hinter mir wie ein ängstlicher Traum, aus welchem ich eben erst zur freundlicheren Wirklichkeit erwachte.

Wir waren eine wahrhaft glückliche kleine Familie, mein Vater, meine Stiefmutter und ich. Ja, ich hatte meine neue Mutter lieben, hatte einsehen gelernt, daß sie mich nicht vom Herzen meines Vaters trennte, sondern mein Herz dem seinigen nur desto inniger verknüpfte.

Schöne Erinnerungen an jene Tage möchten mich fast verführen, hier länger bei ihnen zu verweilen; doch ich darf dem Drange meines Herzens nicht folgen und muß zu späteren Scenen übergehen.

Während des nun folgenden Winters litt meine Stiefmutter an Kränklichkeit und mein Vater und ich durchwachten manche Nacht an ihrem Bette; mit den ersten warmen Frühlingstagen genas sie indessen und unser häusliches Leben gewann nun ganz die alte Traulichkeit wieder.

So kam mein einundzwanzigster Geburtstag heran. Es war ein lieblicher Juni-Morgen und ich erwachte von dem Kusse meiner Stiefmutter, die leise ein inniges Gebet für das Glück meiner Zukunft über mir flüsterte. Ich umschlang sie mit meinen Armen und zog sie, voll unerklärlicher, trüber Ahnungen, wie Hülfe suchend, zu mir nieder an meine Brust.

Dies sollte ein Ehrentag für mich werden, denn

die Schulkinder des Dorfes hatten sich unter dem Fenster meines Schlafzimmers versammelt, um mir mit ihren jungen frischen Stimmen ein Geburtstagslied zu singen.

Nach dem Frühstück bot mir mein Vater den Arm und führte mich über den Flur in's Portal unseres Hauses, vor welchem sein Geburtstagsgeschenk, ein herrliches arabisches Pferd stand. Meine Freude kannte keine Grenzen und ich werde das glückliche Lächeln nicht vergessen, mit welchem ich ihn zu mir herüberblicken sah, während ich meinem neuen Lieblinge tändelnd den Arm um den schlanken, schön gebogenen Hals schlang.

„Franziska," sagte mein Vater sanft, doch sehr ernst, nachdem wir wieder in's Haus getreten waren, „Du bist heute volljährig und völlig unabhängig von mir, hast freie, unumschränkte Verfügung über die Jahresrente von zweitausend Thalern, welche Deine Mutter auf Dich vererbt hat. Vergiß die theure Dahingeschiedene, deren Geist uns vielleicht in diesem Augenblicke umschwebt, nie, und handle stets so, als wäre ihre Zufriedenheit, ihre Liebe noch jetzt das höchste Ziel Deines Lebens. Gegen mich aber, mein Kind, mein einziges, vielgeliebtes Kind, wirst Du in Rede und That stets so offen und wahr bleiben, wie Du es, seit Deine unvergeßliche Mutter sterbend Dein ganzes Lebensglück in meine Hände legte, jederzeit gewesen bist."

Ich mußte heiße Thränen weinen, Thränen der Scham und bitterer Reue, denn ich lohnte dem besten der Väter seine Liebe, sein Vertrauen mit Täuschung und Lüge. —

„Du weinst, meine Franziska?“ sagte mein Vater, mir zärtlich die Wange streichelnd. „Einem Geburts-, tagskinde ziemen keine Thränen und es schmerzt mich sie zu sehen. Wenn Du mich liebst, so sei heiter.“ Als wir dann Arm in Arm in der großen Linden-allee des Gartens auf und niederschriten, wurde es in meiner Seele auf's Neue heiterer Sonnenschein. Ich fühlte mich wieder glücklich.

Mein Vater und meine Stiefmutter hatten eine Ueberraschung für mich vorbereitet. Es war im Garten gedeckt und eine große Anzahl benachbarter Familien zur Feier des Festes meiner Volljährigkeit eingeladen worden. Ich könnte noch jetzt die kleinsten Neben-umstände jenes Tages wiedererzählen. Mein Zimmer — wie klar ich mich seiner erinnere — lag nach dem Garten hinaus, zu welchem von dem von Rosen und Geisblatt umkränzten Balkon eine steinerne Treppe hinunterführte. Während ich im blau und weißen Atlaskleide am offenen Fenster saß, pflückte mein Vater ein Kränzchen weißer Rosen, das meine Mutter dann in meinen Haaren befestigte, und in der Mitte der reizenden Blumen blitzte das Geburtstagsgeschenk der Letzteren, eine Diamantnadel, neben dem Kreuz und den Ohrringen von meinem Vater, der einzige Schmuck,

den ich trug. So angethan führte mich mein Vater tändelnd vor den großen Spiegel und ich fühlte mich fast überrascht beim Anblick des eigenen Bildes, vergaß über gesättigte Eitelkeit alle auf mir lastende Schuld, allen Kummer, alle Sorge.

„Du siehst wunderlieblich aus, Franziska," rief meine Stiefmutter; mir ist fast, als könnte so nur eine Braut aussehen."

„Betrügerin!" rief mir mein Gewissen zu und mein Herz begann heftig zu pochen.

„O still, still," sagte mein Vater, als er meine hervorstürzenden Thränen sah. „Ich danke Gott, daß sich mein Frühlingsblümchen mir nicht rauben lassen will." Er bot mir den Arm und führte mich in den Garten hinab.

Die Gäste versammelten sich nach und nach und meine Heiterkeit kehrte zurück. Der Tanz auf dem Rasen begann zu den Klängen eines Musikcorps aus der nahen Stadt und ich war die Königin dieses Festes, wie einst jenes in der Pension.

Um fünf Uhr ließ sich die Gesellschaft an den langen unter den Linden gedeckten Tafeln nieder und mir selbst wurde mein Platz zur Rechten meines Vaters angewiesen. Man trank mein Wohl und mein Vater hatte sich so eben zu einer kurzen Dankrede erhoben, als man die große Allee entlang einen Wagen rasch auf das Haus zurollen sah. Weshalb senkte es sich plötzlich wie ein Nebel über meine Augen?

Weshalb sank mir das Herz in der Brust, als wollte es für immer aufhören zu klopfen? Mein Vater sprach zu mir, doch ich hörte es nicht, — sah nur jene Gestalt, welche über den Rasen dahergeschritten kam. Keine Secunde des Zweifels — es war mein Gatte! Hätte ich in jenem Augenblicke entfliehen, mich verbergen können! Doch ich blieb wie bezaubert an meinen Sitz gefesselt, bis er mir nahe, ganz nahe war; dann stieß ich einen Schrei aus und sank ohnmächtig zu Boden.

Ach, daß ich nimmer wieder zum Leben erwacht, daß ich durch einen plötzlichen Tod allen den Leiden entgangen wäre, die mir jetzt bevorstanden! Doch die allwaltende Vorsehung hatte es anders beschlossen. „Vor Gott und der ganzen Versammlung hier,“ hörte ich Philipp Wilder sagen, „erkläre ich diese Dame hier für meine mir rechtmäßig angetraute Gattin.“

„Das war Alles, was mein Ohr vernahm, denn ich versank auf's Neue in Bewußtlosigkeit.

Als ich endlich die Augen wieder aufschlug war Alles um mich her verändert. Die Musik hatte aufgehört, die Gäste waren fort und ich lag in meinem Schlafzimmer auf dem Bette. Allein, allein. Doch wer war denn die neben mir knieende Gestalt? Ich griff mit der Hand nach dem Kopfe — war dies ein neuer Traum? Im nächsten Augenblicke kam die Erinnerung an das schreckliche Erlebniß des Tages mit so er-

schütternder Klarheit über mich, daß ich vergehen zu müssen glaubte.

„Um Gottes Willen, sprich zu mir, Mutter!" rief ich flehend, doch sie erhob sich und schlang mir stumm die Arme um den Hals. Es war dunkel im Zimmer, nur das Licht des Mondes schien auf das schöne, sanfte Gesicht, das mich ängstlich fragend anblickte.

„Es ist Alles nur zu wahr, Mutter," rief ich leidenschaftlich, „doch man drängte mich fast gewaltsam zu dem entsetzlichen Schritte. Ich war so jung und unerfahren, Mutter, ach, wie schrecklich habe ich nicht schon für jene Sünde büßen müssen, durch welche ich mein ganzes Leben vergiftete, nur, weil ich glaubte, daß sich eine Andere zwischen mich und meinen geliebten Vater gedrängt habe."

Mit sanften Worten, doch unter stets neu hervorquellenden Thränen, suchte sie mir Trost zuzusprechen. Die Vergangenheit lasse sich nicht ändern, sagte sie, sondern ihre Fehler müßten durch die Zukunft gesühnt werden. Was aber war in meinen Augen die Zukunft? Mein Vater weigerte sich mich zu sehen. Meine Trauung war, glaube ich, gesetzlich ungültig, da ich minorenn war, als sie stattfand, doch sein strenger Gerechtigkeitssinn und die Oeffentlichkeit der Thatsache, veranlaßten ihn, auf den Beistand des Gesetzes zur Trennung meiner Ehe zu verzichten.

Meine Stiefmutter verließ mich während der schrecklich langen Stunden jener Nacht auch nicht einen

Augenblick. Die Seelenschmerzen, welche ich erduldete, bin ich unfähig zu schildern, selbst mein Gedächtniß weiß sie jetzt nicht mehr in ihrem ganzen Umfange zu fassen.

Am Morgen kam meine Stiefmutter, nach kurzer Abwesenheit, wieder zu mir zurück und theilte mir mit, daß ich an jenem Tage in unserem Hause zum zweiten Male mit meinem Gatten getraut werden, und dann mit diesem die Heimath verlassen sollte.

In welcher Gemüthsstimmung ich nun die nächsten Stunden verlebte, weiß ich nicht mehr. Es ist mir nur erinnerlich, daß ich meinem Gatten den Zutritt zu mir verweigerte und mich endlich an seiner Seite vor dem Prediger des nahen Dorfes wiederfand, demselben würdigen alten Manne, der mich einst in zarter Kindheit so häufig in seinen Armen gewiegt hatte. Mein Vater selbst führte mich meinem Gatten zu und ein Paar alter Diener fungirten als Trauzeugen. Als die Ceremonie vorüber war, wandte sich mein Vater, ohne zu mir zu sprechen, oder mich auch nur anzusehen, zum Gehen. Bis jetzt hatte ich Alles stumm und willenlos über mich ergehen lassen, jetzt aber warf ich mich mit einem Schrei des Schmerzes zu seinen Füßen nieder und flehte schluchzend seine Vergebung an. Sein Antlitz, das mir früher stets voll inniger Liebe zugelächelt hatte, spiegelte jetzt nur Härte und Strenge wieder.

„Vater,“ rief ich außer mir, „denke doch, daß ich

noch immer Dein Kind bin. Gieb mir wenigstens Deinen väterlichen Segen mit zum Geleit!"

„Ich habe in Dir eine Schlange am Busen groß gezogen, Franziska," sagte er mit eisig kalter Stimme; „Dein Leben war eine ununterbrochene Kette von Lügen gegen mich. Du hast Dir Deinen Lebenspfad selbst gewählt; wohlan, so wandle ihn jetzt. Ich erkenne Dich nicht länger als meine Tochter an."

Grausame, grausame Worte! Ich wollte antworten, hob die Hände flehend empor, und sank dann ohnmächtig zu seinen Füßen nieder. Als ich die Besinnung wieder erlangte, saß ich neben meinem Gatten im Wagen, dessen Thür so eben geschlossen wurde. Sollte ich das theure, verehrte Antlitz meines Vaters denn nimmer wiedersehen, — niemals wieder den ermunternden, herzlichen Ton seiner Stimme hören? Waren wir im Hader von einander geschieden? Ach, eine innere Stimme sagte mir nur zu deutlich, daß wir im Leben nicht wieder zusammentreffen sollten.

Philipp Wilder sprach zu mir, doch ich bebte entsetzt vor ihm zurück. O Gott, damals konnte ich noch weinen. Mit einem Gefühl hoffnungslosen Elendes, ohne einen Wunsch, ohne ein Gefühl der Furcht vor noch schrecklicheren Stunden wie die eben verlebten im Herzen, sah ich das Thor unseres Parks sich hinter mir schließen. So begann mein eheliches Leben.

III.

Ich glaube fast, es hätte in meiner Macht gelegen, vortheilhaft auf meinen Gatten einzuwirken und mein Loos an seiner Seite erträglich zu machen, wenn ich von vorn herein in ruhiger Gemüthsverfassung und mit Eifer auf meine neuen Pflichten eingegangen wäre; doch meine fortwährend zu Tage tretende Selbstsucht und der Widerwille gegen ihn, den ich mir nicht die geringste Mühe gab, zu verbergen, machten mich dem einzigen Wesen, das mir noch in der Welt geblieben war, nur zu bald gleichgültig. Natürlich hatte er mich einzig und allein meines Geldes wegen geheirathet, denn weshalb hatte er mich verlassen, bis mich die Volljährigkeit in den Besitz einer Jahresrente setzte. Ich hatte mich nur mit ihm verheirathet, um einem möglichen Uebel zu entgehen. Wir hatten einander hinsichtlich der Beweggründe unserer Wahl also nicht das Geringste vorzuwerfen, doch ich glaubte, die Folgen unserer unseligen Heirath fielen am Schwersten auf mich.

Mein Gatte führte mich nach Berlin und von dort nach Paris, veranlaßte mich stets mit großer Sorgfalt gekleidet aufzutreten und in den Cirkeln seiner Freunde zu erscheinen, in jenen Cirkeln, die er nach seinem Geschmacke um sich versammelt hatte und in denen mir meine Jahresrente eine gewisse angesehene Stellung sicherte. Philipp war in Wirklichkeit erst achtundzwanzig Jahre, doch sein Aeußeres ließ

ihn bedeutend älter erscheinen und er hatte sich, seit wir uns damals getrennt, keineswegs zu seinem Vortheil verändert. Die Furchen seines Gesichts hatten sich tiefer gegraben und der Ausdruck desselben war matt und verlebt, insofern er sich nicht eben in einem Zustande der Aufregung befand.

Wo und in welchen Verhältnissen er die Zeit während unserer Trennung verlebt, habe ich nie erfahren, habe nie danach gefragt, es interessirte mich nicht; aber ich entdeckte bald, daß er ein leidenschaftlicher Spieler geworden war. Er nahm eine Wohnung in der Rue de Rivoli und begann auf einem Fuße zu leben, der, meiner Meinung nach, unsere Mittel bei Weitem überstieg. Er verbrachte nur einen kleinen Theil seiner Zeit zu Hause und ich die meinige in dumpfen Träumereien. Ich ging nur aus, wenn er es verlangte und auch dann nur mit Widerwillen; doch ich fühlte, daß sein bisheriges wenigstens höfliches Benehmen gegen mich nur zu leicht in das Gegentheil umschlagen könnte, wenn ich es wagte, mich seinen Wünschen zu widersetzen.

Ich glaube, mein Gatte blickte nicht ohne Stolz auf die Aufmerksamkeiten, welche man mir erwies, und die allgemeine Bewunderung, welche ich in jenen Cirkeln erregte. Wie wenig versteht die Welt doch ein gebrochenes Herz zu erkennen! Es gab kein Bauermädchen in ganz Frankreich, mit dem ich nicht willig mein Loos getauscht hätte, denn, statt wenigstens ein

ruhiges, eheliches Leben zu führen, sah ich in mir nur die Gattin eines Spielers, eines Mannes ohne alle Grundsätze, dessen Freunde ich ebenfalls nur mit Abscheu anzublicken vermochte, weil sie durchaus keine passende Gesellschaft für eine Frau von Tugend und Bildung waren. Vielleicht hätte es, wie schon gesagt, in meiner Macht gelegen, ihn, uns Beide zu retten, doch es war anders beschlossen über den Sternen.

Eines Tages kündigte mir Philipp plötzlich an, daß er Paris zu verlassen beabsichtige.

„Wohin werden wir uns wenden?“ fragte ich überrascht.

Ich weiß nicht, ob er es wahrnahm, denn ich war stets bestrebt, meine Wünsche und Gefühle unter einer kalten Außenseite vor ihm zu verbergen; in meinem Herzen erwachte jedoch eine lebhafte Sehnsucht nach dem Vaterlande, nach der Nähe der geliebten Eltern.

Philipp saß in diesem Augenblicke, nachlässig in seinen Armstuhl zurückgelehnt, sein Taschenbuch auf den Knieen und eine Cigarre zwischen den Fingern, neben dem Fenster. Er gab mir keine Antwort, blickte sich, als habe er meine Worte nicht verstanden, fragend nach mir um und blies dann eine dichte Tabackswolke von sich. „Aha, Du möchtest nach Deutschland, nach der Gegend Deiner Heimath zurück,“ sagte er. „Hab' ich richtig gerathen, Franziska? Doch dort sind keine Geschäfte für mich zu machen, und zweitausend Thaler Jahresrente genügen nun

einmal nicht zum Leben. Wir wollen nach Deutschland, doch nur die Badeörter und größeren Städte besuchen."

Hätte ich zwanzigtausend Thaler Renten statt zweitausend besessen, selbst das, glaube ich, hätte nicht genügt und er wäre so arm gewesen wie jetzt. Da ich die Heimath nicht wiedersehen sollte, so war mir jeder Aufenthalt gleichgültig. Die Leidenschaft des Spiels verließ sicherlich meinen Gatten nicht, bis sie unseren völligen Ruin herbeigeführt hatte, und bis dahin gab es nichts mehr für mich zu hoffen oder zu fürchten. Als Philipp mich fragte, ob ich seinem Vorhaben beistimme, bejahte ich dies mit kurzen Worten.

Unsere Reisen in Deutschland galten also jetzt einzig und allein dem Spiel und mein Gatte begann meine Gesellschaft seltener und seltener aufzusuchen. Daß ich ihn jemals wirklich berauscht gesehen, kann ich freilich nicht behaupten, doch er war abwechselnd übermäßig lustig und bis zur Verzweiflung niedergeschlagen und die Wirkung dieser schnell wechselnden Laune auf meine eigene Gemüthsstimmung im höchsten Grade unglücklich.

Unsere Wanderungen führten uns endlich auch nach Hamburg, wo er in einer der Vorstädte ein freundliches Häuschen für uns miethete und hier verlebte ich — und zwar nicht allein, sondern mit einem lieblichen Säugling in den Armen — meinen zweiundzwanzigsten Geburtstag.

Ach, wie innig, wie unendlich zärtlich ich dies kleine unschuldige Wesen liebte. Die der ganzen Welt Abgestorbene lebte nur noch für das Kind. Wenn ich in die Tiefen dieser dunkelblauen Augen blickte, so war es mir, als spiegelte sich dort das Bild meines Vaters wieder und das müde Herz fühlte sich durch lindernde Thränen neu gestärkt.

Mein Knabe wurde nach meinem Vater Wilhelm getauft und seine Aehnlichkeit mit dem Letzteren schien mir täglich zuzunehmen. Ich verließ das Kind niemals, ließ es nie von einer andern Hand auch nur berühren. Es war mein Alles in der weiten Gotteswelt. Sein Wimmern war das Einzige, was mich noch mit Angst zu erfüllen vermochte, sein Lächeln der einzige Sonnenschein, der mein dem Leben erkältetes Herz noch erwärmen konnte. Als der Knabe alt genug dazu wurde, pflegte ich ihn in meinen Armen Stunden lang in den reizenden Wallanlagen der Stadt umherzutragen, oder mich mit ihm unter irgend einen Baum zu setzen und ihm von meinem Vater und von meiner Heimath zu erzählen.

Wie ich mich danach sehnte, ihn seinem Großvater zuführen zu dürfen! Wie oft mich die Hoffnung überkam, mich durch ihn einst mit meinem Vater ausgesöhnt zu sehen! Ich erfuhr ja jetzt an mir selbst, wie heiß, wie innig man sein Kind liebt, begriff, was es ihn gekostet haben mußte, mich von sich, in die Fremde hinauszustoßen.

Der Knabe wuchs und gedieh, und ein Schatten von Glück wenigstens wurde wieder mein. Philipp kam selten zu uns in's Zimmer und hielt sich dort niemals lange auf. Das Kind schien ihm nur Aerger zu verursachen, und ich sah ihn ungern in demselben Zimmer mit uns, umsomehr, da er häufig Freunde mit nach Hause brachte. Während eines dieser Besuche sprach er die Absicht aus, Deutschland wieder zu verlassen und nach Paris zurückzukehren. Ich bat ihn, mich mit meinem kleinen Wilhelm in Hamburg zurückzulassen, doch er schlug es mir ab und je dringender ich bat, desto fester bestand er darauf, mich mit sich zu nehmen.

„Geschäfte müssen besorgt werden, Franziska," sagte er.

„Geschäfte?" rief ich entrüstet, „Geschäfte? Und von welcher Art sind die Geschäfte, welche Du betreibst? Hast Du diesen Geschäften nicht bereits all' mein Geld geopfert? Mir scheint doch, diese Geschäfte müßten doch einmal beendigt sein. Habe ich selbst mich nicht damit begnügt, mein Leben zu fristen? Ich kann und will meinem Kinde nicht die reine gesunde Luft hier entziehen."

„Als ich Dich heirathete, Franziska," gab er mir mit seinem Zuge kalten Hohnes um die Lippen zur Antwort, „als ich Dich heirathete, gelobtest Du, mich zu lieben, zu ehren und mir zu gehorchen. Daß Du mich niemals geliebt hast, weiß ich, und ob Du mich

ehrst oder nicht, ist mir gleichgültig; auf Eines jedoch bestehe ich ein= für allemal: Du sollst mir gehorchen, und willst Du das Kind nicht mit Dir nehmen, so läßt Du es hier zurück. Ich werde es bei guten Leuten auf dem Lande unterbringen."

Wo blieb mein Stolz? Ich stahl mich schweigend aus dem Zimmer, um Stunden lang weinend neben der Wiege meines Lieblings auf den Knieen zu liegen. Das Kind — mein Alles auf der Welt — es sollte mir genommen, meinen Armen entrissen werden? Nimmermehr! Nur der Tod war im Stande, uns zu trennen. Und selbst der Tod — konnte er grausam genug sein, die kalte Hand an diese weiche, rosige Wange zu legen?

Wir kehrten also nach Paris zurück, bezogen jedoch, statt unserer früheren Gemächer in der Rue de Rivoli, eine Wohnung in einer stillen Nebenstraße. Es war mir nicht mehr möglich, mein Kind wie früher täglich in's Freie zu tragen, und ich mußte nur zu bald wahrnehmen, wie schmerzlich es verlangte nach der reinen Luft, in welcher es geboren war. Der Sommer rückte vor und die Hitze wurde außerordentlich drückend. Paris war ungewöhnlich lebendig und auch ich sah mich gelegentlich gezwungen, mich in gesellige Cirkel zu mischen. Mein Gatte war eifrig bestrebt, sich eine gewisse Stellung in der Gesellschaft zu sichern, und führte mir mehrmals Bekannte meines Vaters zu, während ich das Zusammentreffen m

ihnen viel lieber vermieden hätte, da es mich ja an die Vergangenheit mahnen mußte.

Ich hatte aus Deutschland ein warmherziges junges Mädchen mit herübergebracht, die seit der Geburt meines Kindes in meinen Diensten gewesen war, und wenn ich ausging, so ließ ich den Kleinen in Gretchen's Obhut; doch quälte mich stets ein Gefühl der Unruhe, wenn ich vom Hause abwesend war. Ich weiß nicht, weshalb, doch es verfolgte mich wie eine trübe Vorahnung. Der kleine Wilhelm hatte noch keine der gewöhnlichen Kinderkrankheiten gehabt, und mein Schrecken war daher doppelt groß, als ich hörte, daß in einer anstoßenden Straße mehrere Kinder am Typhusfieber darnieder lägen. Ich beobachtete jeden Athemzug, jeden Blick meines Knaben; doch seine Gesichtsfarbe, welche die unreine Stadtluft zur Folge hatte, ausgenommen, schien er wohl zu sein. Er war jetzt beinahe ein und ein halbes Jahr alt und sein kindliches Geplauder erfüllte mich mit einem Gefühl unbeschreiblicher Wonne.

An einem sehr heißen Julitage kam Philipp in unser Wohnzimmer und warf eine Einladungskarte auf den Tisch. Mein kleiner Wilhelm war, vom Spielen ermüdet, in meinen Armen eingeschlafen. Sein Vater warf nur einen flüchtigen Blick auf ihn und ließ sich dann in einen Stuhl nieder. „Ich wünsche, daß Du dieser Einladung Folge leistest, Franziska,“ sagte er.

„Wohin sind wir eingeladen?“ fragte ich.

„In das preußische Gesandtschaftshotel,“ war die Antwort.

„Wie wurde Dir diese Einladung?“ fragte ich weiter.

„Ein Freund, der mir Verbindlichkeiten schuldet, hat seinen Einfluß zu unsern Gunsten angewendet,“ gab Philipp zurück,“ und die Sache hat ihren Zweck, hörst Du, Franziska.“

Ich erklärte die Einladung schlechterdings nicht annehmen zu können, weil ich keinen passenden Anzug besäße. Außerdem sträubte sich auch mein Stolz gegen den Gedanken, mich durch einen Spieler in jene höhern Cirkel einführen zu lassen, zu deren Besuch ich schon durch meine Geburt ein Recht hatte.

„Dein Anzug darf Dich nicht kümmern,“ entgegnete Philipp mir kalt; „er wird schnell genug zu beschaffen sein, und ich bestehe darauf, daß Du der Einladung Folge giebst.“

Der Knabe erwachte weinend und unser Gespräch stockte für den Augenblick; doch das Kleid für mich wurde bestellt und die Einladung angenommen. Der Knabe war nicht wohl und ich glaubte Anfangs, er leide nur an leichter Erkältung. Mein Gatte lachte meiner Aengstlichkeit und weigerte sich, meinem Verlangen gemäß einen Arzt herbeirufen zu lassen.

Der Abend des Balles kam heran. Mein kleiner Liebling lag in meinem Zimmer schlafend auf seinem

Bettchen, während ich mit dem Ankleiden beschäftigt war. Es war ein herrliches weißes Atlaskleid aus einer der ersten Modehandlungen für mich angekommen und ich eben im Begriff, einige Blumen in meinem Haar zu befestigen, als mein Gatte eintrat und sich mit einer Geberde der Befriedigung vor mir verbeugte.

„Ich denke, meine Frau Gemahlin wird Aufsehen erregen," sagte er.

Ich wandte mich voll Widerwillen ab, denn die Tage meiner Eitelkeit waren längst vorüber. Philipp verließ das Zimmer, während ich an der Wiege meines Kindes Platz nahm. Noch hegte ich zwar keine ernstliche Besorgniß für den kleinen Liebling, doch konnte ich ein gewisses Gefühl von Unruhe nicht unterdrücken. Das Kind hatte zwei Fleckchen von hektischer Röthe auf den Wangen und zwischen seinen halbgeöffneten Lippen stahlen sich schwache Seufzer hervor. Eine leichte Bewegung von mir erweckte ihn und er streckte mir mit leisem Wimmern die zarten Händchen entgegen. Philipp rief nach mir. Ich deckte das Kind sanft zu und wandte mich zum Gehen. Von der Thür aus sah ich noch einmal zurück. „Nein, nein, ich kann Dich nicht verlassen!" rief ich, neben der Wiege niederknieend. Der Knabe blickte mir in's Gesicht und schloß dann matt wieder die Augen.

„Du mußt doch gehört haben, daß ich nach Dir

rief, Franziska," sagte Philipp, in's Zimmer zurückkehrend. „Beeile Dich! Wir kommen schon zu spät."

„Mein Kind — unser Kind!" rief ich athemlos. „Ich glaube, er hat das Typhusfieber. Ich kann ihn, will ihn nicht verlassen."

„Unsinn!" gab er aufgebracht zurück, indem er mich bei'm Arm ergriff.

Ich befreite mich von ihm. „Keine Macht der Erde," rief ich, „zwingt mich, heute Abend auf jenen verhaßten Ball zu gehen!" Ich warf die Blumen aus meinem Haar auf den Boden, nahm meinen Schmuck ab und setzte mich wieder der Wiege meines Kindes zur Seite. Mein Gatte sprach nicht, doch sein Gesicht war todtenbleich vor Erbitterung. Er kam einige Schritte auf mich zugegangen, schien aber dann plötzlich seinen Entschluß zu ändern und wandte sich, um das Zimmer zu verlassen. „Ich schwöre Dir bei Himmel und Hölle, Franziska," rief er, sich in der Thür noch einmal nach mir umsehend, „Du sollst den heutigen Abend bereuen!"

Ich verbrachte diese ganze Nacht neben der Wiege, jetzt vor Angst, dann vor Hoffnung zitternd. Der herbeigerufene Arzt erschien. Ja, das Kind hatte das Typhusfieber. Die ernsten Blicke des alten Mannes machten mein Herz kalt zusammenschaudern. Ich sollte meinen höchsten irdischen Schatz verlieren und fühlte erst jetzt, welch' eine geringe Dankbarkeit gegen den Himmel ich für ihn besessen, wie unendlich viel zu

gering ich ihn geachtet hatte. Philipp kam nicht zurück, auch wußte ich nicht, wo er zu finden sein mochte, und mein armer Knabe wurde von Minute zu Minute kränker. O, wie schrecklich waren diese bangen Stunden, in denen meine Seele, wie auf wilden Wogen, zwischen Angst und Hoffnung umhergeschleudert wurde! Es war während des Tages außerordentlich heiß gewesen und die Atmosphäre im Zimmer jetzt fast zum Ersticken. Ich fühlte es kaum, denn ich zitterte der Crisis der Krankheit meines Kindes entgegen, wie der Verbrecher der Begnadigung oder dem Tode. Das arme Mädchen aus dem deutschen Vaterlande stand mir weinend und bebend zur Seite.

Die ganze lange Nacht wich ich keinen Moment von der Wiege meines Knaben, hielt stundenlang sein fieberheißes Händchen mit meinen Fingern umspannt und lauschte jedem seiner Athemzüge. Endlich erwachte er noch einmal zum Leben und schlug matt die Augen auf. Ach, ich las den Tod in ihnen! Er streckte die Arme nach mir aus. Ich legte ihn sanft in meinen Schooß und schickte Gretchen zum Arzte. Hätte menschliche Hülfe das Kind aber überhaupt zu retten vermocht, so war es wenigstens jetzt zu spät. Das Kind seufzte hoch auf, blickte mit einem Ausdruck bangen Flehens im Auge zu mir empor, sein kleiner Körper zuckte leicht zusammen und seine Seele kehrte in die kaum verlassene Heimath zurück.

Noch immer hielt ich meinen Liebling in den Armen.

Dies goldgelockte, an meiner Brust ruhende Köpfchen dies zarte Händchen, das noch jetzt zärtlich mein Finger umspannt hielt — dies Alles ein Raub des Todes! Es war unmöglich, undenkbar. Sollte ich niemals wieder die süße Kinderstimme meines Lieblings hören — war ich wirklich nicht mehr Mutter eines lebenden Kindes? O, des entsetzlichen Schmerzes, mit welchem ich meinen armen todten Knaben an's Herz preßte! Nur derjenige kann ihn ahnen, der gelitten hat wie ich, gesündigt wie ich. Mir ist, ich sehe noch in diesem Augenblicke Gretchen mit dem Doctor in's Zimmer treten. Es wurde kein Wort, keine Silbe gesprochen. Der alte Mann sah auf den ersten Blick, daß Alles vorüber war, und wollte mich sanft aus dem Zimmer führen. Er fühlte mit mir, meinte es gut, doch keine Gewalt der Erde hätte mich von dieser Stätte entführt. Ich legte mein armes Kind wieder auf sein Bettchen, kleidete es in sein bestes weißes Kleid und setzte mich auf's Neue nieder, um, wie zuvor, Wache neben ihm zu halten — nur, daß mir jetzt die letzte Hoffnung dahin war.

Mein Schmerz war stumm und still und hatte keine Thräne. Ich fühlte nur, daß ich während der letzten zwei Stunden Alles verloren hatte, was das Leben mir noch an Freude zu bieten vermochte. Mein Gatte — er war gänzlich vergessen, bis ich seinen Fußtritt auf der Treppe vernahm, und dann erhob ich mich zum ersten Male von meinem Sitze. Ich

verließ das Zimmer und trat ihm entgegen. Er befand sich in ungewöhnlich aufgeregter Stimmung und war von einem Freunde begleitet, in dessen Gesellschaft er vermuthlich alle die Stunden, seit er den Ball verlassen, verbracht hatte. Als er meiner ansichtig wurde, entfuhr seinen Lippen eine Verwünschung; doch es fehlte mir jetzt nicht mehr an Muth. Ich legte meine Hand auf seinen Arm und deutete nach dem Zimmer des Todes.

„Geht es schlechter mit dem Kinde?“ fragte er leise mit leicht bebender Stimme.

Ich zog schweigend die Bettgardine zurück. Er sah, was er nicht erwartet hatte.

„Gott im Himmel, Franziska!“ rief er aus. „Das Kind ist nicht todt?“ Alle Farbe wich aus seinem Gesichte und es nahm die Blässe des Todes an. Er griff nach einer Stuhllehne, um sich aufrecht zu erhalten. Mag das Herz eines Mannes noch so sehr verhärtet sein — es kommen Stunden, wo es dem Gefühl der Reue zugänglich ist, wo Erinnerungen an längst dahin geschwundene Jahre der Kindheit und Unschuld darin emportauchen, Erinnerungen an die Tage, wo er einst die Hände zum Gebete auf dem Knie seiner Mutter zu falten gewohnt gewesen. Auch in Philipp Walder's Seele mußten die Erinnerungen unschuldsvoller, längst entschwundener Jahre erwachen, als er sich so plötzlich neben der Leiche seines einzigen Kindes wiederfand.

IV.

Wir übergaben unser armes Kind der Mutter Erde in einem abgelegenen Winkel des Père la Chaise. Ach, wie sehnsüchtig ich wünschte, mich an seiner Seite betten zu dürfen, als man den kleinen Sarg vor meinen Augen in die Gruft senkte! Doch der Tod verschont die Unglücklichen ja so gern. Es geziemt ihnen auch, im herbsten Schmerze noch leben zu lernen.

Eine Zeitlang war die Lebensweise meines Gatten und sein Benehmen gegen mich besser wie zuvor, und ich glaube, er nahm sich den Tod unseres Kindes in Wirklichkeit mehr zu Herzen, als er es sich merken lassen wollte, umsomehr vielleicht noch, da nunmehr das Vermächtniß meines Vaters einst auf einen entfernten Vetter desselben übergehen mußte.

Wir verließen endlich Paris zum zweiten Male und gingen nach Italien. Gegenden und Städte, deren Besuch einst der liebste Traum meiner Kinderjahre gewesen, die während meiner Mädchenjahre der Inbegriff meiner sehnsuchtsvollsten Wünsche gewesen waren, ließen mich jetzt völlig kalt und gleichgültig. Das Gefühl des Glückes verklärt unserem Auge selbst den armseligsten Fleck der Erde, doch ich kannte es ja nicht. Ich sah abgefallen und bleich aus und meine Aehnlichkeit mit Tante Margarethe war daher jetzt bei Weitem größer, wie zu jener Zeit, da meine alte Wärterin sie zuerst entdeckt hatte. Zwei Jahre lang hielten wir uns bald hier, bald dort auf, aus

der Heimath fehlte mir jede Nachricht und ich vermied allen geselligen Verkehr. Freundinnen hatte ich nicht und was weiter aus mir werden sollte, war mir völlig gleichgültig.

So kamen wir nach Neapel. Die pecuniären Verhältnisse meines Gatten hatten sich, wie mir nur zu wohl bekannt war, schon seit längerer Zeit schnell verschlechtert und trotz der außerordentlichen Sparsamkeit, der ich mich befleißigte, fehlte es mir oft selbst an den Mitteln, das Allernothwendigste zum Leben herbeizuschaffen. Meine Verwunderung war also nur gering, als mein Gatte eines Abends zu mir in's Zimmer trat, um mir Geld abzuverlangen.

„Geld," antwortete ich mit Bitterkeit. „Du beanspruchst von mir Geld." Ich warf ihm verächtlich die leere Börse über den Tisch zu.

„Franziska," sagte er, „ich weiß, daß Du mir nichts zu geben hast. Doch ich brauche Geld und Du mußt es mir schaffen."

„Ich, Dir Geld schaffen — und wie sollte ich das beginnen?"

„Du mußt Deinem Vater schreiben," entgegnete er.

„Seit ich mich mit Dir verheirathete," rief ich, mich von meinem Stuhle erhebend, „bin ich Dir als dem Gatten, dem mich mein Elend und meine Thorheit vermählten, so weit es in meiner Macht lag, jederzeit gehorsam gewesen; wenn Du aber jetzt dieses Verlangen an mich stellst, so antworte ich Dir darauf,

daß ich lieber vor Hunger auf offener Landstraße umkommen will, als Dir gehorchen."

Ich sah ein wildes Feuer in seinen Augen aufflammen, doch es schreckte mich nicht. Er trat mir mit drohender Geberde einige Schritte näher. „Du sprichst Albernheiten, Franziska," sagte er. „Ich brauche zweitausend Thaler oder mein Credit und meine Ehre sind dahin."

„Deine Ehre?" rief ich unwillig; „hättest Du sie denn wirklich erst noch zu verlieren?"

„Dein Spott nützt Dir nichts, Franziska," gab er kalt zurück. „Ich werde Dich zum Gehorsam zwingen. Du sollst an Deinen Vater schreiben, und zwar sogleich."

„So wahr ein Gott über den Wolken lebt, es geschieht nicht!" rief ich entrüstet.

„Hüte Dich mich allzuschwer zu reizen, Franziska," stieß er zwischen den Zähnen hervor.

Er trat dicht auf mich zu, ergriff mich bei beiden Händen und preßte diese mit einer Gewalt zwischen seinen eigenen, daß mir vor Schmerz die Schläfen zu pochen begannen. Jetzt zum ersten Male fühlte ich Dankbarkeit gegen Gott dafür, daß er mein Kind zu sich genommen, daß er es den Mißhandlungen eines solchen Vaters entrückt hatte. Mich selbst vermochte er durch seine rohe Behandlung nicht zu unterjochen, denn es gab nichts mehr, was mich an das Leben fesselte.

„Bringe mich immerhin um's Leben, wenn Du nicht zu feig dazu bist," sagte ich. Er stieß mich zurück und stürzte aus dem Zimmer.

Ich fiel zu Boden und mußte mir dabei wohl den Kopf verletzt haben, denn ich lag mehrere Stunden lang ohne Besinnung da. Als ich zum Leben erwachte, war der Abend weit vorgerückt und ich schlich daher stumm und ohne Klage meinem Lager zu.

Als ich in der Nacht erwachte, hörte ich dumpfe, abgemessene Fußtritte auf der Treppe, als würde ein schwerer Körper heraufgetragen.

Ich öffnete die Thür und — zu meinen Füßen lag auf einem ausgehobenen Fensterladen die blutige, verstümmelte Gestalt Philipps.

Im ersten Augenblicke klopfte mein Herz hoch und freudig auf, als fühle es sich von einer schweren Last entbunden, denn jetzt war ich ja frei; dann aber sank ich bei dem Gedanken an die Art, wie wir zuletzt von einander geschieden, schaudernd in mich selbst zusammen. Noch vermochte ich kaum an den Tod meines Gatten zu glauben. Ich schlug den Mantel, den man über ihn ausgebreitet hatte, zurück, und blickte in sein geisterbleiches, noch im Tode von Haß und Rachedurst verzerrtes Antlitz. Ich ließ die Leiche in's Zimmer tragen und fiel dann, wie an jenem Tage, da Philipp mich im Parke meines Vaters für seine ihm angetraute Gattin erklärt hatte, in tiefe Ohnmacht.

Die Leute im Hause nahmen sich meiner auf's

Liebevolloste an, warteten und pflegten mich, denn ich hatte eine schwere Krankheit zu überstehen. Der Schreck war zu plötzlich, zu mächtig über mich gekommen. Ich glaube nicht, daß ich eben in Lebensgefahr geschwebt habe, doch mein Verstand war fast zerrüttet und ich lag Wochen lang wie betäubt. Mein Gatte wurde inzwischen beerdigt. Er hatte den Tod in einem Streite mit einem gewissen Grafen de Morno gefunden, der einst zu seinen sogenannten Freunden gehört hatte und dem er Geld schuldete. Beide befanden sich in aufgeregtem Zustande, ein Wort gab das andere, und die Folge war ein Duell, in welchem mein Gatte von dem Grafen, einem renommirten Pistolenschützen, erschossen wurde.

Ich vermochte meinen Gatten nicht zu betrauern, doch verließ mich niemals ganz ein Gefühl, als ob sein Ende durch mich beschleunigt worden sei. Als ich mich wieder wohl fühlte, empfand ich vor Allem Verlangen nach irgend einem andern Aufenthaltsorte, der mir Einsamkeit und Ruhe gewähren konnte. Meine Kasse war überaus traurig bestellt und das wenige Geld, welches ich besaß, wünschte ich so viel als nur irgend möglich zu Rathe zu halten, um in der Zukunft nicht gänzlich von Mitteln entblößt zu sein. Nach einigen Schwierigkeiten gelang es mir, im Kloster Sacré Coeur als Kostgängerin Aufnahme zu finden. Hier blieb ich ein volles Jahr, doch dann kam eine unwiderstehliche Sehnsucht nach der Heimath über

mich. Das Stillleben und die Ruhe hatten meine Gesundheit gekräftigt und mir sogar eine Ahnung beseligenden Friedens zurückgegeben. Ich war ja noch jung und das Gemüth der Jugend ist elastisch. Ich vermochte die Hoffnung, eine unbestimmte auf künftiges Erdenglück, noch nicht aufzugeben, und in solcher Gemüthsstimmung trat ich die Reise in die Heimath an.

Es war ein lieblicher warmer Herbstabend, als ich mich den wohl bekannten Gefilden meiner glücklichen Jugend näherte. Ich ließ den Wagen in dem zwischen grünen Hecken hinführenden engen Fahrwege hinter der Kirche halten und stieg aus. Welche feierlich seltsame Gefühle mein Herz bewegten! Sechs Jahre! War es möglich, daß ich diesen mir so theuren, altvertrauten Boden seit sechs Jahren zum ersten Male wieder betrat? Die Thür der Kirche stand offen und ich trat in das ehrwürdige Gebäude hinein. Alles wie einst — nicht das Geringste verändert. Eine alte Frau war mit dem Abstäuben der Sitze und Kissen beschäftigt. Ich ging das Schiff der Kirche entlang. „Wessen war das neue Grabmal?" Meines Vaters! Und das war Alles, was ich von ihm wiedersehen sollte? Müde an einen Pfeiler gelehnt, las ich, was der kalte Marmor von den Tugenden des Heimgegangenen erzählte und fühlte, daß mein ganzes ferneres Leben [illegible] nur Reue und Kummer sein konnte.

Die alte Frau sprach mir von der Liebe, die er

bis zum letzten Tage seines Lebens genossen, von dem allgemeinen tiefen Kummer, der ihm in's Grab gefolgt sei; — meiner aber erinnerte man sich nicht einmal. Ich wandte mich, die von Thränen erfüllten Augen in's Taschentuch drückend, bestieg auf's Neue den Wagen und setzte meine traurige Reise fort. Von der nächsten Eisenbahnstation aus fuhr ich nach Berlin, denn jetzt zog mich das Herz zu meiner armen Stiefmutter, welche, wie ich hörte, nach dem Tode meines Vaters in die Residenz gezogen war. Im Geschäftslocale eines Rechtsanwaltes, von dem ich wußte, daß er mit meinem Vater vielfach in geschäftlicher Verbindung gestanden hatte, erfuhr ich auf meine Anfrage ihre jetzige Wohnung.

Mit zitternder Stimme nannte ich an der Thür derselben der Dienerin meinen Namen, und folgte ihr dann hochklopfenden Herzens die Treppe hinan. Man führte mich in ein geräumiges, nur am oberen Ende durch eine Lampe matt erleuchtetes Zimmer und im nächsten Augenblicke sah ich aus der Dunkelheit eine zarte weibliche Gestalt auf mich zutreten. „Ich komme, Mutter — aber komme zu spät, um noch Vergebung zu finden," rief ich schluchzend, zu ihren Füßen niedersinkend.

Meine Stiefmutter schien kaum verwundert zu sein, sondern mich vielmehr erwartet zu haben.

Sie kniete mir zur Seite nieder, umschlang mich mit den Armen und dankte Gott für die Erhörung ihrer

heißen Gebete. Dann erhob sie sich, zog mich zu sich empor und legte sanft mein Haupt auf ihre Schulter, als sei ich nichts als ein der Ruhe bedürftiges Kind. Lange Stunden gingen nun dahin, lange Stunden, während dessen meine erschöpfte Natur auf weichem Lager unter der nimmer ermüdenden Pflege meiner, ach, jetzt so geliebten Mutter, nach neuer Kräftigung rang, und wie ich mich allmälich erholte, erfuhr ich nun nach und nach Alles, was im Vaterhause vorgefallen war, seit ich es verlassen, um in der Fremde so elend zu werden; — daß mein Vater bald darauf zu kränkeln begonnen, und dann gestorben war — gestorben mit nur einem einzigen unerfüllten Wunsche auf dem Herzen — dem Wunsche, seine Tochter noch einmal wiederzusehen, um ihr seine Härte gegen sie abbitten zu können.

Ach, alle diese schmerzlichen Mittheilungen dünkten mich jetzt fast ein Segen, denn die liebevollen Trostesworte, welche sie begleiteten, waren mir ja seit vielen Jahren so etwas ganz Fremdes gewesen. Mein Vater hatte einen Brief für mich hinterlassen und meine Mutter übergab mir denselben endlich, doch erst in der Einsamkeit meines Zimmers wagte ich es, das Siegel zu erbrechen, denn es war mir, als sollte ich Zwiesprach mit der Geisterwelt führen, ja, es war mir, als hörte ich noch einmal seine sanfte Stimme feierlich den Segen über mich aussprechen. Er bat mich, ihm die einzige Ungerechtigkeit, die einzige

Härte, der er sich jemals gegen mich schuldig gemacht, zu verzeihen, sprach mir von seiner tiefen unveränderlichen Liebe zu mir und sagte mir, er habe leider erst zu spät begreifen gelernt, daß mich nur die Zärtlichkeit für ihn zu einem verhängnißvollen Unglücksschritte getrieben, vor welchem es seine Pflicht gewesen wäre, mich zu bewahren. Er schrieb mir, sein letzter und höchster Erdenwunsch sei gewesen, mich nur noch einmal zu sehen, um mir — doch nein, ich will nichts weiter über jenen Brief erzählen. Ich lasse ihn keine Stunde meines Lebens von mir, trage ihn stets auf dem Herzen und dort mag man ihn suchen, wenn ich todt bin.

Meine Mutter und ich beschlossen den Winter ganz in Berlin zu verleben, denn sie verließ ihrer schwachen Gesundheit wegen selten oder nie das Haus und ich für meinen Theil wünschte, brauchte nichts, als Ruhe. Ich hatte gefürchtet, jetzt, nach dem völligen Verluste meines eigenen Vermögens, darauf angewiesen zu sein, für meinen Lebensunterhalt zu arbeiten; doch dem war keineswegs so, denn das Testament meines Vaters sicherte mir eine unabhängige Lebensstellung.

Obgleich wir mitten im Herzen einer großen Stadt und in einem der lebhaftesten Quartiere derselben wohnten, so verfloß uns das Leben doch fast so einsam wie Verbannten in Sibirien und als die langen Winterabende begannen, entschloß ich mich daher, einige

meiner alten Lieblingsbeschäftigungen wieder aufzunehmen.

V.

Ich hatte seit meiner Verheirathung kein Clavier berührt, niemals auch nur daran gedacht es zu thun, jetzt jedoch kehrte mir die einstige Liebe zur Musik zurück und ich pflegte in der Abenddämmerung oder wenn das flackernde Feuer im Ofen bald dunklere Schatten, bald helleres Licht auf die Wände des Zimmers warf, meiner guten Stiefmutter Stunden lang, die Lieder zu singen, die sie einst in längstentschwundenen Tagen von mir gehört hatte und welche daher nie verfehlen konnten, unsere Gedanken zur schöneren Vergangenheit zurückzutragen.

An einem solchen Abende war es, daß mich während des Singens plötzlich ein so unendlich wehmüthiges Gefühl überkam, daß die Stimme mir versagte. Ich erhob mich von meinem Sessel und ließ mich neben meiner Mutter, am Kaminfeuer auf dem Fußteppich nieder.

„Du siehst blaß aus, Franziska, und ich fürchte fast das ist die Folge unserer abgeschlossenen, einsamen Lebensweise,“ sagte sie, sich über mich hinbeugend und mir liebkosend das Haar aus der Stirn streichend. „Du bist noch zu jung, liebes Kind, um schon auf die Welt zu verzichten.“

„Sage das nicht, Mutter.“ antwortete ich; „die

Welt hatte nichts wie Schmerz und Kummer für mich, und ich fühle mich jetzt glücklicher als ich es jemals zu hoffen wagen durfte."

„Und doch hat Dir die Welt, nach dem Rathschluß des Himmels vielleicht noch viele, viele Freuden zu bieten," sagte meine Stiefmutter.

In diesem Augenblicke öffnete sich leise die Zimmerthür und ich wollte mich aus meiner halb liegenden, halb knieenden Stellung erheben, um mich zurückzuziehen, doch es war zu spät dazu. Es wurde der Besuch eines Herrn angekündigt, ohne daß ich den Namen desselben verstand, und dieser trat fast in demselben Augenblicke ein, näherte sich langsam und stand dann vor unseren Sitzen still. Wie deutlich ich ihn noch jetzt im ungewissen Feuerschein vor mir stehen sehe. Kein Zweifel, es war ein Halden, — denn jede Bewegung, der Gang, das lockige braune Haar, das tiefliegende, gedankenvoll blickende Auge — Alles erinnerte mich an meinen Vater. Der vor uns Stehende mochte wenig über dreißig Jahre zählen, seine gemessenen Bewegungen, sein ruhiger Anstand, die ernsten Züge ließen ihn jedoch bei Weitem älter erscheinen.

„Ich hoffe, ich störe nicht," sagte er mit tiefer melodischer Stimme, „denn ich wünschte mich hier nicht als fremd betrachtet zu sehen. Ich bin Emil von Halden."

Meine Stiefmutter reichte ihm die Hand. Dann

schien er mich zuerst zu bemerken und bot mir die seinige.

„Sie sind —“ er zögerte und blickte fragend auf meine Stiefmutter. „Sie sind meine Cousine Franziska?“

Ich verbeugte mich stumm. Er ließ meine Hand los und nahm auf die Einladung meiner Stiefmutter neben uns Platz. Sie war im Bgreiffe nach Licht zu klingeln, doch er legte leicht die Hand auf ihren Arm.

„Ich kann zu meinem Bedauern für heute kaum ein halbes Stündchen verweilen,“ sagte er, „wenn ich bitten darf, so lassen Sie's in dieser traulichen Beleuchtung des Zimmers geschehen.“

„Und warum uns so schnell wieder verlassen?“ fragte meine Stiefmutter. „Wir leben hier still wie Einsiedler, und Sie machen mir eine Freude, wenn Sie unser Haus während Ihres Aufenthaltes in Berlin für ihr eigenes ansehen wollen.“

Emil von Halden zögerte einen Augeublick. „Für heute Abend ist leider, wie gesagt, meine Zeit nur sehr kurz,“ antwortete er dann, „doch werde ich mich mit Ihrer Erlaubniß morgenfrüh wieder einstellen.“

„Beabsichtigen Sie sich längere Zeit hier in Berlin aufzuhalten?“ fragte meine Stiefmutter.

„Ich glaube kaum, daß es mir möglich sein wird,

lange vom Hause abwesend zu bleiben. — Ich finde die Pflichten, welche mir jetzt mein Reichthum auferlegt, oft drückender wie diejenigen, welche mir früher in der Armuth oblagen," setzte er nach kurzer Pause leise wie im Selbstgespräch und nachdenkend in's Feuer blickend hinzu.

Dies also war der Vetter, den das Schicksal jetzt zum Herrn der früheren Besitzungen meines Vaters, meiner alten geliebten Heimath erhoben hatte! Mit welch' unerklärlichem Interesse mein Auge verstohlen an diesen nie zuvor gesehenen und dennoch so altvertrauten Zügen hing! Ob er sich wohl, wie einst mein Vater, die Liebe der Gutsleute, die Zuneigung und das Vertrauen der Nachbarschaft zu erwerben gewußt hatte, — und was mochte ihn zu uns nach Berlin geführt haben? — Die halbe Stunde, welche er Anfangs zu verweilen beabsichtigt hatte, wurde zur ganzen und dann erhob er sich, um uns zu verlassen. Nachdem er von meiner Stiefmutter Abschied genommen, wandte er sich zu mir.

„Ihre Frau Mutter sagt mir, Cousine Franziska, „sie liebe es, Morgens lange zu ruhen; aber Sie? Wäre elf Uhr eine zu frühe Stunde Ihnen aufzuwarten?"

„Ich bin allerdings gewohnt, früh aufzustehen; wenn Sie jedoch um ein Uhr kommen wollen, so können Sie sicher darauf rechnen, uns Beide zu treffen."

Ich weiß nicht, ob diese Antwort ihn unfreundlich

berührte, doch er reichte mir ohne zu antworten die Hand, verbeugte sich und verließ das Zimmer.

Er hatte auf uns den freundlichsten Eindruck gemacht und wir freuten uns Beide darauf, die Einförmigkeit unseres Lebens wenigstens für die nächste Zeit durch seine Besuche unterbrochen zu sehen.

Mein Vetter besuchte unser Haus von jetzt an täglich. Sein Benehmen war stets gleichmäßig, ernst und ruhig, doch seine Unterhaltung ungemein fesselnd. Von sich selbst sprach er nur selten, erzählte dafür jedoch Stunden lang von fernen Städten und Gegenden, Reiseabenteuern und interessanten Persönlichkeiten, mit solcher Lebhaftigkeit und Ausführlichkeit, daß er jene Städte und Gegenden nothwendiger Weise selbst bereist, jene Reiseabenteuer selbst erlebt und jene Persönlichkeiten selbst kennen gelernt haben mußte.

Es war im Monate Februar, doch die Sonne schien hell und warm, wie an einem Maitage, als eines Morgens Emil von Halden zu etwas früherer Stunde wie gewöhnlich in unser Wohnzimmer trat, in welchem ich allein, mit meiner Stickerei beschäftigt, am Fenster saß.

„Gehen Sie Sie niemals aus, Cousine Franziska?“ fragte er nach den ersten Begrüßungen.

„Dann und wann,“ antwortete ich, „doch wage ich mich nie über die nächsten Straßen und Plätze hinaus.“

„So erlauben Sie mir, Sie heute Morgen auf

einem etwas längeren Spaziergange zu begleiten, Cousine. Das Wetter ist wahrhaft lieblich und die frische Luft außerhalb der Stadt wird Ihnen wohl thun."

Ich war eben im Begriffe, die Einladung abzulehnen, als meine Stiefmutter eintrat.

„Gut, daß Sie kommen, Tante!" rief Emil. Ich habe Cousine Franziska gebeten, sie auf einem kleinen Ausfluge in den Thiergarten begleiten zu dürfen, und denken Sie nur, Sie will mich abweisen."

„Du machst mir eine Freude, wenn Du die Einladung des Vetters annimmst, liebes Kind, denn der Tag ist schön und Du warst so lange nicht im Freien."

Meine Mutter blickte mich, während sie sprach, so überredend, so bittend an, daß ich sofort das Zimmer verließ, um mich anzukleiden.

Die ersten warmen Frühlingstage haben von jeher besonderen Reiz für mich gehabt, denn sie erinnerten mich stets an die glücklichen Schuljahre und die langen ländlichen Spaziergänge, welche Mathilde Hauser und ich damals an solchen Tagen zu unternehmen pflegten, um Waldveilchen zu suchen. Die reine, kräftige Frühjahrsluft außerhalb des Dunstkreises der großen Stadt, der wolkenlose, tiefblaue Himmel, das muntere Gezwitscher der Vögel auf den noch unbelaubten Baumästen hoben auch jetzt noch meine Gemüthsstimmung in fast wunderbarer Weise, und die Unterhaltung zwischen mir und meinem Vetter gewann gar bald

einen zwangloseren Ton, als ich es bisher für möglich gehalten hatte.

Als wir schieden, nahm ich keinen Anstand, ihm meine Begleitung auf einem neuen Spaziergange am folgenden Tage zuzusagen, und der Regen, welcher, wie ich Morgens beim Erwachen sah, diesen zweiten Besuch des Thiergartens an seiner Seite unmöglich machte, brachte mir ein bis dahin ungeahntes Gefühl der Täuschung. Ich setzte mich mißmüthig und zerstreut zur Arbeit nieder, war aber wirklich erfreut, als Emil eintrat.

„Mit unserem Spaziergange ist es heute nichts, Cousine," sagte er, mir die Hand reichend und dann an meiner Seite Platz nehmend.

„Das thut mir sehr leid," antwortete ich, „doch vielleicht ist morgen das Wetter dafür desto schöner. Es ist ja unmöglich, unsere Wünsche jederzeit ganz befriedigt zu sehen."

„Das kann ich aus eigener Erfahrung bestätigen, Franziska," gab er zurück; „da unser Spaziergang aber denn doch einmal zu Wasser geworden ist, so habe ich eine andere Bitte an Sie und diese zu gewähren haben Sie bei jedem Wetter die Macht."

„Und diese Bitte wäre?"

„Es ist Ihnen vielleicht unbekannt," sagte er leichthin, „daß ich früher Maler war. Ich liebte meine Kunst, übte sie jedoch nur zum Broderwerb aus. Jetzt möchte ich es einmal zum Vergnügen thun."

„Und was wollen Sie malen?"

„Ihr Portrait, wenn Sie es mir erlauben wollen."

„Mein Portrait?" fragte ich überrascht. „Nein, nein, Vetter, die Zeiten sind vorüber, da mein Gesicht des Pinsels eines Malers würdig sein mochte."

„Ich weiß nicht von welchen Zeiten Sie reden, Cousine, sondern kenne nur die Gegenwart und mir bangt fast davor, mein armes Talent an Ihrem Bilde zu versuchen."

Es lag etwas so Leidenschaftliches in dem Tone seiner Stimme, daß ich erröthete.

„Wenn Sie mir die Erlaubniß dazu ertheilen wollen, Sie zu malen, Franziska, so machen Sie mir in Wahrheit eine Freude," fuhr er, meine Verwirrung bemerkend, mit der gewohnten ruhigen Stimme fort, „auch sollen Sie mir nur sitzen, wann und so lange es Ihnen selbst gefällt."

„Ich willfahre Ihnen mit Vergnügen," antwortete ich, „Sie können Ihre Arbeit, wenn Sie wollen, in diesem Augenblicke beginnen."

„Ich glaubte nicht, daß er mich beim Worte nehmen würde, doch er that es und holte aus dem Vorzimmer eine Rolle Papier, nebst einem Kästchen mit Zeichnen- und Malutensilien herbei.

„Soll ich Ihnen in meinem jetzigen Anzuge sitzen, oder mich anders kleiden?" fragte ich.

„Am liebsten," antwortete er, „am liebsten möchte

ich Sie in der Stellung malen, in welcher ich Sie am Abende meines ersten Besuches antraf."

Ich lachte, schob meinen Stuhl zurück und ließ mich in eine halb sitzende, halb knieende Stellung auf den Fußteppich nieder.

„Ist es so gut?" fragte ich.

„Die Stellung ist ganz, wie ich sie wünschte, nur müssen Sie auch Ihr Haar ganz so aus der Stirn zurückstreichen, wie Sie es damals gethan hatten."

Ich kam seinem Verlangen nach und es war mir, als fände ich Vergnügen daran, ihm Gehorsam zu leisten.

Emil begann zu zeichnen und ich sah an den raschen sichern Bewegungen seiner Hand, daß er ein Meister in seiner Kunst sei. Meine Stiefmutter trat ein und lehnte, dem schnellen Fortgange seiner Arbeit zuzusehen, über seine Schulter, während er mehr als einmal lächelnd zu ihr emporblickte, denn es hatte sich zwischen Beiden, trotz der kurzen Zeit ihrer Bekanntschaft, bereits ein so zutrauliches Verhältniß gebildet, als ob sie Jahre lang mit einander Umgang gepflogen hätten. Da das Wetter sich an jenem Tage nicht wieder aufklärte, sondern der Regen fortwährend in Strömen herabfloß, so wurde das Portrait fast fertig.

„Noch eine einzige und nur kurze Sitzung, Cousinchen," sagte er, seinen Malapparat bei Seite legend, „und ich brauche Sie nicht weiter zu belästigen."

„Sie haben durchaus nicht nöthig sich übermäßig zu beeilen,“ antwortete ich, „ich habe der müssigen Stunden genug, um Ihnen sitzen zu können, so oft Sie nur wollen.“

„Doch meine, meine Zeit ist kurz,“ entgegnete er. „Ich werde Berlin vielleicht schon in wenigen Tagen verlassen müssen, und möchte das Bild daher so schnell wie irgend möglich fertig machen, besonders da ich es mit mir zu nehmen wünsche, wenn Sie es erlauben.“

„Und wenn ich Ihnen nun diese Erlaubniß verweigere, Vetter?“

„Selig ist der Besitzer,“ antwortete er, mit ruhigem Lächeln, indem er das Papier zusammenrollte.

„Auf jeden Fall aber bestehe ich darauf, mein Portrait mit eigenen Augen zu sehen!“ rief ich; „das ist denn doch wohl das Wenigste, was ich verlangen darf.“

„Sie sollen es sehen; doch nur unter einer Bedingung,“ entgegnete er.

„Und die wäre?“

„Daß Sie mir es dann aus eigenem freiem Antriebe schenken.“

„Wenn ich mich selbst sehen will, so bleibt mir dann wohl nichts Anderes übrig als mich Ihren Bedingungen zu fügen,“ sagte ich lachend.

„So blicken Sie her!“ rief er, indem er mir das entrollte Papier mit dem Bilde entgegenhielt.

Gewiß, das Portrait war außerordentlich geschmeichelt! Das war eine knieende Magdalene, aber nicht ich. Das lange, weit zurückwallende Haar, diese großen dunkeln Augen, diese sanft geschwellten Lippen, die eben ein frommes Gebet zu lispeln schienen, konnten unmöglich mir gehören.

„Das Bild ist unerhört geschmeichelt," sagte ich, demselben einen Schritt näher tretend.

„Sie irren, Cousine, es erreicht das Original nicht einmal. Doch vergessen Sie nicht, daß es noch nicht fertig ist."

Nachdem ich noch mehrmals gesessen hatte, war das in Pastellfarben gemalte Bild vollendet, doch der Maler schien seine Abreise von Berlin aufgeschoben zu haben. Wir unternahmen noch verschiedene, gemeinsame Spaziergänge und ich hatte bereits mit Unruhe auf die bevorstehende Trennung von ihm blicken gelernt, als er mich eines Morgens, trotz des unfreundlichen Wetters zu einer letzten Wanderung in's Freie einlud, weil er Tags darauf die Residenz verlassen müsse, um nach dem Gute zurückzukehren. Wir dehnten unsern Spaziergang diesmal weiter aus wie gewöhnlich und ich zitterte im kalten, scharfen Märzwinde vor Kälte, während meinem Begleiter das rauhe Wetter vielmehr zuzusagen schien, denn seine Wange färbte sich höher und der Ausdruck seines Auges wurde viel lebhafter. Kaum bemerkte er indessen, daß ich durch die rauhe Witterung litt, als

er mich dichter in meinen Mantel hüllte, und den Heimweg mit mir antrat.

„Ich werde jetzt nicht mit Ihnen eintreten, Cousine,“ sagte er, als wir vor unserem Hause anlangten, „denn ich habe vorerst noch einige nothwendige Geschäfte zu besorgen; heute Abend werde ich Ihnen jedoch, mit Ihrer Erlaubniß, einen Abschiedsbesuch abstatten.“

„So werden Sie denn wirklich Berlin verlassen, Vetter?“ fragte ich.

„Es wird nothwendig sein, fürchte ich,“ gab er zurück. „Doch Sie dürfen sich hier in der Kälte nicht länger aufhalten, Cousine. Die Zahl meiner Verwandten in der weiten Welt ist so geringe, daß ich mir dieselben zu erhalten suchen muß.“ —

„Die Damen befinden sich hier ja fast in völliger Dunkelheit,“ sagte er, als er Abends um acht Uhr wieder zu uns in's Zimmer trat.

„Mich dünkt, Sie nannten das früher Ihre Lieblingsbeschäftigung, Neffe,“ gab meine Stiefmutter lachend zurück.

„So ist's Tante; nichts gemüthlicher wie so ein Plauderstündchen beim Feuerschein. Lichter sind nur für die Arbeit erfunden.“

„Nur versetzt mich für meinen Theil diese ungewisse Zimmerbeleuchtung gar leicht in trübe, träumerische Gemüthsstimmung,“ warf ich ein.

Emil seufzte. „Sie haben Recht, Cousine,“ sagte

mer endende Ansprüche einer im höchsten Grade ärmlichen Dorfgemeinde zu befriedigen. Meine Mutter, eine Bürgerliche, hatte sich gegen den Willen eines reichen Onkels, des einzigen näheren Verwandten, der ihr lebte, mit ihm verheirathet, und dieser hinterließ, als er bald darauf mit Tode abging, sein ganzes beträchtliches Vermögen entfernten Verwandten und milden Stiftungen. Die Pfarre meines Vaters lag in einer von der Natur verwahrlosten, abgelegenen Gegend Pommerns und Sie glauben nicht, wie klar noch im gegenwärtigen Augenblicke so manche Scenen aus meinen frühesten dort verlebten Knabenjahren vor mir stehen. Das Pfarrhaus selbst war ein elendes, höchst baufälliges Gebäude, mit niedrigen Zimmern und sehr kleinen Fenstern, die ganze Gegend hatte nur eine verkümmerte Vegetation aufzuweisen, und dennoch war es dort, wie mich dünkte, schön. Meine Mutter verwandte jede ihrer Mußestunden auf unser kleines Gärtchen und mein höchstes Vergnügen war die Pflege der Blumen in demselben und Spalierrosen an den Wänden unseres Hauses emporzuziehen.

„Ich hatte einen Bruder und eine Schwester, Beide jünger wie ich. Mein Bruder war ein hübscher, kräftiger kleiner Knabe, mit blauen Augen und lockigem, blondem Haar, und so lange er uns blieb, fehlte es unserer kleinen Häuslichkeit nie an heiterer Traulichkeit, denn er war unser Aller Spielzeug und

Liebling. Meine Schwester war etwas älter wie er und sehr schwächlich, denn sie hatte in frühester Jugend eine Verletzung am Rückgrade erhalten, so daß ihr Körper die größte Schonung verlangte und sie nur selten an unseren Spielen im Freien Theil nehmen durfte. Unsere Erziehung wurde von den Eltern gemeinsam geleitet; ich aber besuchte einige Zeit lang die Schule einer nahen kleinen Stadt.

„Der erste Schicksalsschlag, welcher uns traf, war der Tod meines kleinen Bruders, als ich das Alter von etwa vierzehn Jahren erreicht hatte.

„Mein Vater war zu einem entfernt wohnenden Pfarrkinde gerufen worden, die Schwester lag krank im Bett und meine Mutter saß neben ihr. Ich arbeitete im Garten und mein Bruder war, wir wußten nicht, wo. Anfangs glaubte ich, er sei mit meinem Vater gegangen, doch es stellte sich gar bald heraus, daß das nicht der Fall sei. Da ich meiner guten Mutter keine Unruhe zu verursachen wünschte, so machte ich mich still auf den Weg, den Vermißten aufzusuchen. Nicht, daß ich von vornherein Besorgnisse seinetwegen hegte, denn er war ja bereits acht Jahr alt und gewohnt allein umherzustreifen; doch es war eben um die Stunde, in welcher er sonst heimzukehren pflegte. Als ich ein Gehöft zur Rechten des Dorfes erreichte, bemerkte ich dort einen Auflauf von Menschen, und eine plötzliche schreckliche Ahnung sagte mir, daß ich hier den Gesuchten finden müsse. Man

versuchte mich zurückzuhalten, doch ich stürzte mit dem Rufe: „Es ist ja mein Bruder!“ näher hinzu.

„Der Kreis öffnete sich und der unglückliche Knabe lag in den Armen einer alten Frau vor mir, während ein anderes altes Mütterchen ihm Stirn und Schläfen mit kaltem Wasser benetzte. Vergebliche Mühe; das Kind war eine Leiche. Der arme Knabe hatte sich in den Stall gewagt und der Hufschlag eines bösen Pferdes seinem jungen Leben ein augenblickliches Ende gemacht. Es waren einfache Landleute, die dort umher standen, doch ich sah kein Auge trocken, denn der kleine Theodor war der allgemeine Liebling von Alt und Jung. Ich nahm ihn in meine Arme und trug ihn, thränenlos, doch das Herz voll innerlichen Jammers, zum Vaterhause zurück, daß er vor nur so wenigen Stunden als blühendes, sorgloses Kind verlassen.

„Meine Mutter wurde durch diesen Schicksalsschlag fast zu Boden geschmettert und es verging eine geraume Zeit, bevor ihr hoffnungloser Gram den milden Tröstungen der Religion wich. Mein Vater bot die äußerste Fassung auf, den herben Verlust mit Würde zu tragen, doch der Gram nagte sichtlich an seiner von jeher schwachen Gesundheit, und wir sahen nur zu bald, daß seine Tage gezählt waren, obgleich er fortfuhr, seinen Amtspflichten mit ungeschwächtem Eifer obzuliegen. Für mich handelte es sich jetzt um die Wahl eines Standes, eines Brod-

erwerbes. Meine Neigung zog mich zu den Wissenschaften, doch es fehlte mir an den Mitteln, die Universität zu beziehen und der Eintritt in die Armee war aus dem gleichen Grunde unmöglich für mich. Dem Wunsche, mein Glück in Amerika zu versuchen, trat mein Vater entgegen. „Wenn Gott mich abruft, Emil," sagte er, „so fällt die Sorge für Mutter und Schwester auf Deine Schultern. Gingest Du über's Meer, was würde aus ihnen?"

„Nach etwa drei Jahren starb mein Vater und das geringe Wittwengehalt meiner armen Mutter war Alles, was er uns zu hinterlassen vermochte. Wir zogen hierher nach Berlin und meine Mutter begann Musikunterricht zu ertheilen, während ich für kleine Läden Bilder malte. Meine Schwester war durch ihre Krankheit fortwährend an's Bett gefesselt und vermochte daher nichs zur Bestreitung unserer kleinen Wirthschaft beizutragen.

„Es war ein Kampf mit dem Leben um seine dringendsten Bedürfnisse, während lange Jahre dahinrollten, ohne uns die geringste Veränderung zu bringen, nur daß meine arme Schwester endlich ihren körperlichen Leiden erlag. Meinem Wunsche, mit ihr nach Düsseldorf zu ziehen, wo ich die Malerschule zu besuchen gedachte, widersprach meine Mutter. „Mein Leben wird kurz sein, Emil," sagte sie, „und ich wünsche es hier zu beschließen. Nach meinem Tode magst Du reisen, um Dich in Deiner Kunst zu ver-

vollkommnen; bis dahin bleibe mir zur Seite. Der Tod hat keine Schrecken, das Leben nichts Anziehendes mehr für mich; trauere also nicht um mich, wenn ich heimgehe."

„Und ich hätte nicht trauern sollen, wie ich den Griffel des Todes täglich tiefere Furchen in dies verehrte Antlitz graben, dies treue Auge mit jedem neuen Tage matter und matter blicken sah, diese Stimme zu traulichem Geflüster herabsinken hörte, ohne von meinem kargen Verdienste alle jene Medicamente und Stärkungsmittel herbeizuschaffen zu können, die diesem theuren Leben vielleicht ein längeres Ziel versprachen! Als sich der Grabhügel über meiner theuren Mutter wölbte, durchzog ich fremde Länder, um mein Schicksal zu erfüllen, bis mich diese unerwartete Erbschaft nach Deutschland zurückrief. Sie kam zu spät und verursachte mir nur Kummer. Hätte ich vor wenigen Jahren auch nur den hundertsten Theil meines jetzigen Vermögens besessen, so wären mir die Geliebten gerettet gewesen, oder ich hätte sie wenigstens nicht in Mangel und Elend sterben sehen dürfen."

Emil hielt inne und verbarg das Gesicht mit den Händen.

„Und mein Vater? Warum wandten Sie sich nie an meinen Vater?" fragte ich nach einer Pause leise.

„Ich hatte kaum jemals von ihm gehört und hätte ich es — ich bin ein Halden."

„Ihr Lebensloos war schwer, Neffe," sagte meine

Stiefmutter mit einem Seufzer. „Wie wenig doch der Glückliche die Bürde des Kummers kennt, die ein Menschenherz zu tragen vermag!“

„Kummer erträgt sich schwer, wenn wir ihn selbst verschuldet haben,“ nahm ich das Wort; „doch Sie, Vetter, spricht Ihr Leben von jedem Vorwurf frei. Glücklich derjenige, welcher in seinem Kummer nicht die gerechte Strafe für eigene Vergehen und Fehltritte zu sehen braucht. Vetter Emil, ich achte und ehre Sie!“

Ich schwieg und senkte verwirrt das Auge vor dem tief innigen Blick des seinigen.

„Das waren die ersten Worte, Cousine Franziska,“ sagte er, „welche seit vielen Jahren einen sanften, wohlthuenden Eindruck auf mein Gemüth hervorzubringen vermochten. Gott segne Sie dafür!“

„Doch vergessen Sie nicht, Neffe,“ sagte meine Stiefmutter, „daß der Himmel Ihnen nach so vielen trüben Tagen jetzt den Sonnenschein des Glückes senden wird.“

„Ich glaube nicht an diesen Sonnenschein des Glückes,“ antwortete er trübe. „Ich halte das Glück für etwas Zufälliges, nicht aber für ein Ergebniß unseres Lebens und Handelns. Ich habe so viel Kummer und Elend gesehen, daß mir fast ist, als sei mir jede Hoffnung auf Lebensfreuden unmöglich geworden.“

Er blickte, den Kopf in die Hand gestützt, düster

vor sich hin. Meine Mutter schwieg und ich vermochte nicht zu sprechen, denn ich dachte an die eigene Vergangenheit. War nicht fast jede ihrer Handlungen ein Fehltritt gewesen? Ach, daß ich zufrieden mit mir selbst und reuelos, gleich dem Vetter, auf mein Leben zurückzublicken vermocht hätte!

Er erhob sich endlich, um zu gehen.

„Es ist spät geworden und ich habe Sie von ihrer Ruhe abgehalten," sagte er.

„Wir gehen niemals vor dieser Stunde zur Ruhe," antwortete meine Stiefmutter, „wohl aber die Dienstboten, und ich muß Ihnen daher die Thür öffnen."

Der Gedanke, daß der Vetter uns verlassen wollte, erfüllte mich fast mit Wehmuth, denn mir war, als seien wir erst an diesem Abend so recht nahe mit ihm bekannt und vertraut geworden.

„Ich werde nach Berlin zurückkehren," sagte er, „vielleicht bald, vielleicht erst nach einiger Zeit, darf ich hoffen, Ihnen willkommen zu sein?"

„Jederzeit, antwortete meine Stiefmutter, „ich betrachte Sie von jetzt nicht als einen Fremden, sondern als einen lieben Verwandten."

„Herzlichen Dank für dies freundliche Wort. Und somit Adieu!"

Wir folgten dem Vetter die Treppe hinab, nahmen an der Hausthür noch einmal Abschied von ihm und er trat in die Nacht hinaus.

VI.

Als der Frühling weiter vorrückte, bemerkte ich mit kummervollem Herzen, daß die Gesundheit meiner Stiefmutter wankend zu werden schien. Bisher hatte ich Alles hinsterben sehen müssen, was mir theuer war, verließ jetzt auch sie mich, so stand ich in Wahrheit einsam in der Welt da. Die tiefe Trauer, welche sie stets trug, ließ ihr zartes Gesicht vielleicht noch bleicher und abgefallener erscheinen, doch es sprach sich in ihrem ganzen Wesen, im Ton ihrer Stimme, so viel Todesahnung aus, daß mir das Herz von Tag zu Tag schwerer wurde, und so gelangte ich denn endlich zu dem Entschlusse, einen Arzt zu Rathe zu ziehen. Machte ich ihr selbst diesen Vorschlag, so wies sie ihn sicher zurück und unterzog sich, um mich von der Grundlosigkeit meiner Furcht wegen ihrer Gesundheit zu überzeugen, Anstrengungen, welche das Uebel nur verschlimmern konnten. Nein, der Arzt mußte von mir herbeigerufen, von mir auf Befolgung seiner Rathschläge gedrungen werden.

Nachdem ich brieflich mit dem Doctor die Stunde seines Besuches verabredet hatte, begab ich mich in's Zimmer meiner Mutter, um diese von dem eingeleiteten Schritte zu unterrichten. Sie war nicht erzürnt, tadelte indessen meine thörichte Furchtsamkeit, wie sie es nannte, obgleich meine liebevolle Fürsorge sie wohlthuend zu berühren schien.

Der Arzt kam und das Herz pochte mir, während seiner Consultation mit meiner Mutter in ihrem Zimmer, vor schmerzlicher Ungeduld, doch fühlte ich mich wesentlich beruhigt, als er mir die Versicherung gab, daß meine Mutter nur an Schwäche leide, deren eigentliche Ursache mehr geistiger Natur sei und sich durch Veränderung der Luft leicht heben lassen würde.

Veränderung der Luft! Wie sonderbar, daß ich nie darauf verfallen war!

„Mutter!" rief ich, als ich wieder in ihr Zimmer trat, „wir verlassen Berlin. Der Doctor sagt, Alles, was Dir Noth thue, sei Veränderung der Luft."

Sie schüttelte den Kopf. „Ich fühle, daß sie mir nichts nützen kann, Franziska, und wenn Du wüßtest, wie sehr mir jetzt jede Veränderung meiner Lebensweise zuwider ist —"

„Ich möchte mich selbst darüber auszanken, Mutter, daß wir Berlin nicht schon längst verlassen haben, denn auf mich wird eine Reise nicht minder wohlthätig einwirken, wie auf Dich."

„O, wie selbstsüchtig war es doch von mir, an Dich gar nicht einmal zu denken, Franziska!"

„Wir reisen also, Mutter?" fragte ich.

„Gewiß, liebes Kind!"

Was ich versucht hatte zu *ihrem eigenen Wohle* von ihr zu erlangen, war jetzt beschlossene Sache um *meinetwillen*.

Was wir wünschten, war Seeluft und Einsamkeit und Beides sollten wir in einem kleinen wenig besuchten Badeorte an der Ostseeküste finden, in welchem durch Vermittelung eines Agenten ein eben leer stehendes, bescheidenes Häuschen für uns gemiethet wurde.

Wir trafen dort so spät Abends ein, daß wir die Besichtigung dieses neuen Domicils bis auf den folgenden Morgen verschieben mußten, wurden jedoch vom Gebrause der Wogen in einen erquickenden Schlummer gewiegt, der uns in der großen Residenz fremd zu sein pflegte. Mit dem ersten Morgengrauen verließ ich mein Lager und trat in's Freie.

Unser Häuschen, wie reizend es im reinen, goldenen Morgenlichte dalag, und der Fußpfad durch das Gärtchen führte zu den blitzenden Wellen hinab, die fast zu unseren Füßen zu plätschern schienen. Ich schritt ihn hinunter und stand am Strande, tauchte die Hände in's kühle Naß und sammelte Muscheln und Seegras, als wäre ich ein harmlos spielendes Kind. Als ich wieder dem Hause zuging, sah mir meine Stiefmutter vom offenen Fenster aus entgegen. Wie einladend das einfache Frühstück uns winkte und wie süße Düfte die Rosen ausströmten.

Meine Mutter war nicht stark genug, größere Fußwanderungen zu unternehmen, doch durchstreiften wir die ganze Gegend in dem kleinen einfachen Fuhrwerk, welches wir uns zu diesem Zwecke angeschafft hatten.

Meine Stiefmutter nahm sichtlich an Kräften zu, und ich, wie ich fühlte, nicht minder. Stundenlang pflegte ich mit einem Buche im Schooße am Meeresufer zu sitzen, das Auge jedoch über die Lectüre hinaus auf den fernen Horizont geheftet, als gälte es Gegenwart und Vergangenheit zu vergessen und der Zukunft entgegenzuspähen.

Das Schicksal ist stärker wie der Wille und mein nicht sonnig strahlender, doch klarer Lebenshimmel barg eine Wolke in seinem Schooße, die nur zu schnell meine Zukunft umdüstern sollte.

Ich saß wie gewöhnlich auf dem Felsen am Meere und meine Stiefmutter hatte mich so eben verlassen, um im Hause ein Stündchen zu ruhen. Der Tag war ungewöhnlich still und die Wellen plätscherten ruhig mit eintönigem Gemurmel zum Strande empor.

Das Segel dort im Boote hing schlaff vom Mast herab, während die Seeleute in demselben die Ruder bereit machten und das kleine Fahrzeug sich dann langsam dem Strande zu nähern begann. Meine Neugierde war angeregt. Das Boot war mir zuerst als ein bloßer Fleck am Horizont erschienen, und ich hatte geglaubt, es befänden sich nur Fischer in demselben. Als es jedoch näher kam, bemerkte ich auch einen besser gekleideten Mann und einen großen schwarzen Hund in demselben. Der Mann schien mit irgend einer Arbeit beschäftigt zu sein, doch konnte

ich nicht sehen mit welcher, da er mir den Rücken zukehrte. Der Hund saß ihm zur Seite und hatte die Pfoten auf seine Kniee gelegt. Das Boot erreichte das Ufer und wurde von den Seeleuten auf den Strand gezogen, den nun auch jener Mann mit seinem Hunde betrat.

Nach kurzem Gespräch mit den Seeleuten, wandte er sich der Klippe zu und begann diese zu ersteigen. Jetzt hielt er an, um einen Stock in's Meer zurückzuwerfen, dem der Hund nachsprang, um ihn wieder herbeizuholen. Das Thier kam im nächsten Augenblick in meine Nähe gesprungen, stutzte, stieß dann ein lautes Freudengebell aus und sprang an mir empor.

Nein, es war keine Täuschung! Woher auch jene Ahnung, die mir seit dem ersten Erblicken des Bootes am Horizonte zugeflüstert hatte, daß es etwas für mich enthalte? Der Mann unter mir auf der Klippe war Gustav von Feldhausen und dieser Hund mein einstiges Geschenk an ihn!

Du liebes, treues Thier! Naß wie du warst, mußte ich dich mit den Armen umschlingen und dir in die treuen Augen blicken. Du erinnertest dich meiner, doch dein Herr hatte mich vergessen

Ein schrillernder Pfiff und der Hund sprang fort. Es wandelte mich an wie plötzlicher Schwindel und ich erhob mich, um mich ungesehen zu entfernen, doch es war zu spät dazu, denn in demselben Augen-

blicke stand Gustav vor mir, um die Zudringlichkeit seines Hundes zu entschuldigen.

„Ist es möglich," rief er, die Augen durch den emporgehobenen Arm schützend, „Franziska!"

Ich bot ihm die Hand.

„Herr Baron von Feldhausen."

Dies war nach siebenjähriger Trennung unser erstes Zusammentreffen. Er setzte sich mir zur Seite und der Hund lagerte sich uns zu Füßen.

„Sie haben mich nicht ganz vergessen, Franziska?" fragte Gustav.

„Ich besitze nicht die Gabe, leicht zu vergessen," antwortete ich. „Die Zeit hat uns Beide verändert, doch sie ist mit Ihnen milder verfahren, als mit mir."

Ja, er war zum schönen Manne geworden, viel schöner wie vor sieben Jahren, und was damals die Natur versprochen, hatte sie reichlich erfüllt.

„Wir haben Beide gelitten," sagte er, auf's Meer hinausblickend.

„War ich Schuld an Ihren Schmerzen, Herr von Feldhausen, so vergeben Sie mir. Zu seiner Zeit vermochte ich es nicht, Sie darum zu bitten; so lassen Sie mich es denn jetzt thun."

„Ich vergebe gern," antwortete er, „denn ich hoffe, auch Sie werden verzeihen."

„Jeder Sünde folgt die Strafe, Herr von Feldhausen," sagte ich, „und mein Leben hat einen nur zu traurigen Beweis für diese Wahrheit geliefert."

„Erzählen Sie mir etwas von Ihren Erlebnissen während der Jahre unserer Trennung," bat er mit leise bebender Stimme.

„Ich schweige lieber davon," entgegnete ich, „denn selbst die Erinnerung an diese Jahre ist nur zu schmerzlich für mich."

„Aber Sie gedachten meiner, während es nicht in meiner Macht lag, Ihnen Hülfe zu bieten?" fragte er.

Ich fühlte meine Wangen unter seinem Blicke höher erglühen.

„Ich dachte nichts, als wie sehr ich mein einsames Lebensloos verdient hatte," antwortete ich.

„Sie halten sich nicht allein an diesem abgelegenen Orte auf, Franziska?" fragte er nach kurzer Pause wieder.

„Nein," entgegnete ich, „ich bin mit meiner Stiefmutter hier, deren Gesundheit angegriffen war, sich indessen schon bedeutend gebessert hat. Sie müssen ihr einen Besuch machen."

„Wie sonderbar," fuhr Gustav fort, „daß wir nach so langen Jahren an diesem abgelegenen Orte wieder zusammentreffen müssen. Ich habe mich seit unserer Trennung so wenig zu Hause aufgehalten, daß ich die Hoffnung, Sie jemals wiederzusehen, fast schon gänzlich aufgegeben hatte."

Mir stieg eine Ahnung auf, als möchte es besser gewesen sein, dies Zusammentreffen habe nicht stattgefunden, doch sie verlor sich eben so schnell wieder

vor einem Gefühl lebhafter Freude über das unvermuthete Wiedersehen.

Die Sonne war bereits nahe daran, am Horizonte zu verschwinden, bevor wir nur dachten, uns von unseren Sitzen zu erheben. Ich hatte meine Stiefmutter gänzlich vergessen und diese mußte wohl endlich meinetwegen besorgt werden.

„Ich werde Sie begleiten," sagte Gustav, indem er mir den Arm bot, um mir beim Hinabsteigen der Treppe behülflich zu sein.

Meine Mutter erwartete mich unter der Veranda unseres Häuschens und war augenscheinlich verwundert, mich an der Seite eines Fremden daher kommen zu sehen, da sie Gustav nicht sogleich wiedererkannte. Doch wurde diesem, nachdem er sich ihr vorgestellt, ein herzliches Willkommen zu Theil. Wir blieben an diesem Abende bis zur späten Stunde unter der Veranda unseres Häuschens

Der Baron von Feldhausen hielt sich eben zeitweilig in einem Landstädtchen in der Nähe unseres Badeortes auf.

„Es ist Zeit, daß ich mich verabschiede," sagte er endlich, „doch wenn Sie es erlauben, so wiederhole ich morgen meinen Besuch."

Ich begleitete ihn den Garten hinab, und sagte ihm an der Pforte desselben Lebewohl. Wie innig der Druck seiner Hand war und wie mir das Herz vor Freuden pochte, über die ich mir doch kaum

Rechenschaft zu geben wagte, als ich wieder in's Haus trat.

In jener Nacht saß ich noch, als längst schon die Natur rings umher im tiefen Schlummer lag, am offenen Fenster meines Zimmers. Ich machte keinen Versuch, in meinen Gedanken zu lesen, aber ich fühlte mich innerlich glücklich, denn ich wußte jetzt, daß ich ihn liebte, ihn von jeher geliebt hatte.

Von jetzt an verbrachten wir die Tage fast gänzlich Eines an des Andern Seite; denn fuhr ich mit meiner Mutter, so ritt er neben unserem Wagen her, oder er begleitete mich auf längeren Fußwanderungen.

Eines Morgens trat er bereits zu mir in's Zimmer, als wir noch bei dem Frühstück saßen. „Sie kommen früh, Herr von Feldhausen," sagte meine Mutter verwundert.

„Ich komme in Geschäften, gnädige Frau," sagte er lachend, „und Geschäfte warten bisweilen nicht auf die Uhr. Ich weiß, daß es wohlthätig für Madame Wilder ist, zu reiten und habe so eben von einem Pferde gehört, das sich ganz vorzüglich für sie eignet. Geben Sie Ihrer Tochter Erlaubniß, gnädige Frau, mit meinem Renner einen Versuch zu machen.?"

Ich hatte seit meiner Verheirathung nie geritten, und wußte, wie großes Vergnügen es mir jetzt machen würde, doch gab ich keine Antwort.

Gustav blickte bald auf meine Stiefmutter, bald auf mich.

„Das Pferd ist sanft und sicher, und auch bisher von einer Dame geritten worden," sagte er, als er mich fragend auf meine Stiefmutter blicken sah. „Auch ich habe ein Pferd hier und könnte Madame Wilder begleiten, um jede Möglichkeit einer Gefahr für sie zu verhüten."

„Sie sind allzu gütig, lieber Herr Baron," sagte meine Stiefmutter lächelnd, „und es ist mir lieb, daß Sie meiner Tochter den Vorschlag machen, wieder zu reiten, denn ich bin überzeugt, daß es nichts giebt, was ihrer Gesundheit förderlicher sein kann, und ich nehme auch nicht den geringsten Anstand, sie Ihrer Begleitung anzuvertrauen."

„Sehr verbunden für die gute Meinung, gnädige Frau," antwortete Gustav, „doch es ist unerträglich schwül hier im Zimmer. Machen wir einen Gang durch den Garten oder zum Strande hinab?"

„Ich für mein Theil habe im Hause zu thun, doch Franziska mag sie begleiten; es wird ihr wohlthun," antwortete meine Stiefmutter.

„Doch ich habe nothwendig Briefe zu schreiben," wandte ich ein.

Gustav's Gesicht verfinsterte sich. Er setzte sich an's Fenster und begann einen Jasminzweig zu zerzupfen.

Er gab keine Antwort und seine langen Wimpern

gestatteten mir nicht, den Ausdruck seines Auges zu sehen.

„Zum Reiten muß ich ein Reitkleid haben," sagte ich, „und das muß aus der Stadt verschrieben werden."

„Sie wollen also reiten?" fragte Gustav lebhaft.

„Ich freue mich sogar außerordentlich darauf."

„Und wann wollen Sie beginnen?"

„Wann kann es geschehen?"

„Morgen, oder sobald Ihr Reithabit eintrifft."

Die Sache war also abgemacht und wir lustwandelten zum Strande hinab

Das Reiten begann und machte mir mit jedem Tage neues Vergnügen, denn mein Pferd war in jeder Beziehung genau so, wie ich es mir wünschte. Bisweilen galopirten wir am Meeresstrande entlang, dann wieder durch Thäler und dichte Heckengänge und nicht selten stiegen wir ab, um, wie ich es einst in der Pension gethan, wilde Rosen zum Kranze für mich zu sammeln. Eines Tages blickte uns bei unserer Rückkehr meine Stiefmutter vom offenen Fenster ihres Zimmers entgegen und Gustav sprang zuerst vom Pferde, um mich dann von dem meinigen zu heben. Der scharfe Ritt hatte mein Blut in ungewöhnliche Wallung gebracht. Ich nahm den Kranz aus den Haaren und bot ihn meiner Mutter dar.

„Wie außerordentlich wohl und blühend Du aussiehst, Franziska," rief diese; „könnte Emil von Halden

Dich jetzt sehen, er würde bitten, Dich noch einmal malen zu dürfen."

„Emil von Halden!" sagte ich nachdenklich; „hatte ich ihn doch fast schon gänzlich vergessen. Er läßt nie etwas von sich hören, und hat also wahrscheinlich auch uns bereits gänzlich vergessen."

„Das glaube ich nicht," entgegnete meine Stiefmutter, „er wird kommen, wenn wir gerade am wenigsten an einen Besuch von ihm denken. — Sie sollten ihn kennen, Herr Baron," wandte sie sich zu diesem, „er ist Franziska's Vetter."

Gustav heftete das Auge auf mein Gesicht, als versuchte er dort meine Gedanken über den neuen Verwandten zu lesen.

„Wer Emil von Halden kennt, muß ihn ehren und schätzen," sagte ich „Ich bin stolz darauf, daß er unsern Namen trägt und ich ihn nicht nur Vetter, sondern auch Freund nennen darf."

Meine Stiefmutter verließ das Zimmer, um einer häuslichen Beschäftigung nachzugehen, doch Gustav blieb mir zur Seite stehen und sein zartes, achtungsvolles Benehmen, eine gewisse ängstliche, ihm sonst so fremde Scheu seines Wesens, der sanfte, flüsternde Ton seiner Stimme verriethen mir nur zu deutlich, was ich längst geahnt hatte. Ja, er liebte mich und mir war, als müßte mir das Herz zerspringen vor unendlichem Glückgefühl.

Wenige Tage später kündigte er uns an, daß er

sich genöthigt sehe, uns auf kurze Zeit zu verlassen, weil er schon früher einem Freunde das Versprechen gegeben habe, ihn zu dieser Zeit auf einer Reise zu begleiten, doch schied er mit sichtlichem Widerstreben.

Am Tage vor seiner Abreise machten wir, wie immer von dem treuen Hunde begleitet, unseren gewohnten Spazierritt. Der Morgen war schön gewesen, doch brach während unseres Rittes ein Sturm mit heftigem Regen los, so daß wir genöthigt waren, in den Ruinen eines alten Klosters Schutz zu suchen. Wir ritten dann schnell unserem Hause zu und als ich vom Pferde gestiegen war, klopfte ich demselben liebkosend den schlanken Hals. „Lebewohl," sagte ich, „ich werde Dich nun nicht wieder reiten!"

„Wie meinen Sie das?" fragte Gustav rasch.

„Ich werde nicht wieder reiten, bis Sie zurückkehren," antwortete ich, „es würde mir unheimlich sein, allein umher zu galopiren."

Ich trat rasch in's Haus, sah jedoch, als ich mich umblickte, daß Gustav mir mit einem eigenthümlichen Ausdrucke im Auge nachschaute.

Gegen Abend begann das Wetter sich aufzuklären, und er lud mich zu einem letzten Spaziergange am Strande ein. Die sonst so ruhig plätschernden Wellen peitschten an diesem Abende das Ufer in wilder Aufregung und ein ungewöhnlich scharfer Wind kam mit hohlem Tone über die weite Wasserfläche gebraust, so daß ich meinem Begleiter vorschlug, nicht zum Strande

hinabzugehen, sondern statt dessen die Klippe zu besteigen. Er willigte ein und wir hatten nach wenigen Minuten Platz neben einander an eben jener Stelle genommen, wo wir zuerst wieder mit einander zusammengetroffen waren.

Welch' einen erhabenen Anblick das Meer an jenem Abend gewährte! So weit das Auge blickte, brauste eine Welle über die andere dahin, während der Sturm Flocken von Schaum auf seinen Schwingen trug. Ich erhob mich von meinem Sitze und nahm den Hut vom Haupte, denn es that mir wohl, der Windsbraut die heiße Stirn zu bieten.

„Nehmen Sie sich in Acht, Franziska," sagte Gustav, sich gleichfalls erhebend und mir leicht die Hand auf den Arm legend. „Sie könnten im Sturme das Gleichgewicht verlieren und in's Meer hinabstürzen."

Ich dachte nicht an Furcht, kannte sie nicht, denn er stand mir ja zur Seite.

„Wir trafen zusammen," sagte ich, „als die Natur lächelte; wir scheiden im Sturme."

„Doch wir scheiden nicht auf lange," antwortete er, „und bevor wir uns trennen — jetzt — hier müssen Sie mir ein Versprechen geben."

Ein Windstoß ließ mich in diesem Augenblicke wirklich fast das Gleichgewicht verlieren, doch ich bemerkte es kaum, denn Gustav hatte mich mit seinem

Arm umschlungen und ich erwartete in athemloser Spannung seine weitere Rede.

Er zog mich sanft neben sich nieder.

„Ich that Unrecht daran, Sie hierher zu führen, Franziska," sagte er, „und Sie handeln noch unverantwortlicher, indem Sie muthwillig Ihr Leben auf's Spiel setzen."

„Würden Sie mich betrauern, wenn ich in's Meer stürzte und ertränke?" fragte ich.

„Ob ich Sie betrauern würde, Franziska?" entgegnete er leidenschaftlich. „Sind Sie denn nicht mein Leben, meine Welt?"

Ich schwieg.

„Franziska," fuhr er feurig fort, „wenn Sie mich als Mann ohne Ehre, ohne Grundsätze verdammen hörten, könnten Sie mir vergeben?"

„Ich würde nicht an die Gerechtigkeit dieses Verdammungsurtheils glauben," entgegnete ich.

„Doch wenn dieses Urtheil in Wirklichkeit gerecht wäre, Franziska, — wenn es wäre, könnten Sie mir vergeben?"

„Ich vermag diesen Gedanken nicht zu fassen. — Ja, ich würde es wenigstens versuchen."

„Vielleicht werde ich sie später einmal an dieses Versprechen erinnern. Für jetzt gilt es diese kostbaren, so schnell dahinfliegenden Minuten zu genießen. Werden Sie mich vermissen, meiner bisweilen gedenken, Franziska? fragte er dann nach kurzer Pause,

sichtlich bemüht, trübe, dunkle Vorahnungen zu unterdrücken.

„Ich erwarte jedenfalls, daß Sie nach Beendigung Ihrer jetzigen Reise zu uns zurückkehren," antwortete ich.

„Doch gesetzt, ich kehrte nicht wieder?"

Das war eine Möglichkeit, die mir bis zu diesem Augenblicke auch nicht im Entferntesten in den Sinn gekommen war und ich fühlte mein Herz erbeben. „Wenn er wirklich nicht wiederzukehren beabsichtigte!" Der Gedanke war so schrecklich, daß ich nur mit dem Aufwande meiner ganzen Kraft die äußere Fassung zu bewahren vermochte.

„Ich würde dann Herrn Emil von Halden zu Ihnen schicken, um Sie an meiner Statt auf Ihren Ausflügen zu Pferde zu begleiten. Seien Sie offen gegen mich, Franziska. Lieben Sie jenen Mann?"

Ich lachte, doch die Furcht der Eifersucht, welche diese Frage ohne Zweifel dictirte, erweckte ein Gefühl der Genugthuung in mir.

„Wir sind die beiden letzten Sprößlinge des Geschlechts der von Halden und sollten daher wenigstens ein Familieninteresse für einander empfinden," gab ich zur Antwort.

„Glauben Sie, Franziska, daß es Menschen giebt, die unter einem unglücklichen Sterne geboren sind?" fragte Gustav wieder.

„Ich glaube an keinen Zufall," entgegnete ich, „der Mensch irrt, begeht Fehler und legt dann die

natürlichen Folgen dem Himmel zur Last. Blicken Sie hinaus auf's Meer, mein Freund, es ist das treueste Bild des menschlichen Lebens; heute sturmbewegt, morgen ruhig."

„Doch das Meer des Lebens hat unsichtbare Klippen und Brandungen. Wehe dem Unglücklichen, der an ihnen scheitert!"

Er schien keine Antwort zu erwarten und wir versanken Beide in Stillschweigen.

Der Sturm nahm zu, die Sonne ergoß ihre letzten matten Strahlen über die Hügel im fernen Westen und versank dann in's Meer.

„Es wird Zeit, daß wir nach Hause zurückkehren," drängte ich.

Gustav fuhr empor wie aus tiefem Nachdenken, bot mir den Arm, den ich fest zu umfassen genöthigt war, um mich vor dem Fallen zu schützen, und führte mich zum Strande hinab.

„Lassen Sie uns hier noch eine kurze Strecke auf- und niederwandeln, Franziska," bat er, „nur eine kurze Strecke!"

Ich zögerte einen Augenblick, um dann einzuwilligen.

„Sie sind schön, Franziska, sehr schön," sagte er, plötzlich stillstehend und mir in's Gesicht blickend, „fast noch schöner wie damals, in jenen glücklichen Zeiten!"

„Sie lieben die Ueberschwenglichkeit in Ihren

Complimenten, Herr von Feldhausen," erwiederte ich lachend.

„Ich habe Sie lange genug gekannt, Franziska, um so reden zu dürfen, nnd Sie wissen selbst, daß ich nur die Wahrheit rede."

„Und dennoch bin ich keineswegs so ganz fest davon überzeugt," gab ich zurück. „Es mag eine Zeit gegeben haben, wo ich mir schmeicheln durfte, Schönheit zu besitzen; doch der Kummer ist eine harte Schule und das Rad der Zeit verschont nichts Sterbliches."

„In meinen Augen können Sie niemals altern, Franziska, und nichts könnte jemals mein Herz —" Er brach ab.

Warum sprach er nicht zu Ende? Glaubte er nicht an meine Liebe?

„Lassen Sie uns nach Hause zurückkehren," bat ich, als die Schatten der Nacht sich tiefer zu senken begannen.

„Ja, ja, der schöne Traum ist aus, aber desto schrecklicher das Erwachen zum wirklichen Leben," seufzte Gustav.

„Es giebt eine Wirklichkeit," entgegnete ich, „die unsere wonnigsten Träume überstrahlt."

„Aber es giebt auch so entsetzliche Träume, wie sie das wirkliche Leben gar nicht zu fassen vermag," antwortete mein Begleiter.

„Sagen Sie mir, Gustav," flüsterte ich, während

wir langsam unserem Häuschen zuschritten, „reden sie aus eigener Erfahrung — sprechen sie von sich selbst.“

„Fragen Sie mich nicht weiter, Franziska, oder ich möchte mich versucht fühlen, offen zu Ihnen zu reden, und doch ist es besser, ich schweige. Ich vermag es nicht, das Theuerste auf der Welt zu verlieren.“

Wir standen in der offenen Pforte unseres Gärtchens und blickten eine Zeit lang schweigend nach dem Meere hinüber, dessen Wellen jetzt im hellen Lichte des Mondes erglänzten.

„Und jetzt leben Sie wohl, Franziska,“ flüsterte Gustav. „Nur um Eines will ich Sie noch bitten, und das Eine habe ich sogar ein Recht von Ihnen zu fordern.“

Ich blickte ihm in's Gesicht. Es herrschte ein Kampf in diesen Zügen, den ich nicht verstand.

„Ich gebe Ihnen mein Wort darauf, Gustav,“ sagte ich, ihm die Hand reichend, „daß ich Ihren Wunsch erfüllen will, wenn es in menschlicher Macht liegt.“

Ich fühlte mich so wunderbar ruhig, so stark in meiner Liebe, meinem unbegrenzten Vertrauen zu ihm.

„Ich bitte Sie, unseres heutigen Gesprächs dort auf der Klippe eingedenk zu bleiben, Franziska, und sich, wenn die Zeit kommt, Ihres Versprechens, mir Verzeihung zu gewähren, zu erinnern.“

„Ich gelobe es Ihnen,“ antwortete ich.

Er beugte sich über mich und ich fühlte einen Kuß seiner Lippen auf meiner Stirn. Nach kurzem Abschiede von meiner Mutter, drückte er mir dann noch einmal die Hand und war verschwunden.

VII.

Nach starken Gemüthsbewegungen pflegt ein Zustand geistiger Ermattung einzutreten, und ich fühlte mich unaussprechlich einsam. Meine Mutter begab sich bald zur Ruhe, ich hingegen setzte mich an's offene Fenster und überließ mich meinen Gedanken. Die Gewißheit, Gustav's Liebe zu besitzen, machte mich unnennbar glücklich und ich schwelgte in Träumen ungetrübter Erdenfreude; doch, ach, wie war das Erwachen so nahe! Mich überkam endlich Müdigkeit. Ich schloß das Fenster und sah auf die See hinaus, deren Wellen in diesem Augenblick Alles anvertraut war, was mir das Leben theuer machte. O Gott, wenn ihm auf den ungestümen Wogen Gefahr drohte! Mein Auge füllte sich mit Thränen; doch ich konnte ja nichts für den Geliebten thun, als beten.

Ich zündete das Nachtlicht an und wandte mich langsam zum Gehen, als mein Auge plötzlich auf ein am Boden liegendes Papier fiel. Es war ein Brief. Ich setzte das Licht nieder, um ihn zu entfalten und nach der Unterschrift zu sehen. Welch' ein Name war das? Ich hatte ihn seit vielen, seit langen, langen

Jahren nicht gehört, nicht geschrieben gesehen. Ich begann zu lesen.

Barmherziger Himmel! Konnte dies etwas Anderes sein, als ein wilder, wüster Traum? Ich preßte die Hände auf die Stirn, denn es war nicht möglich, ich konnte nicht richtig gelesen haben! Und dennoch, hier stand es mit klaren deutlichen Schriftzügen. Mit Schriftzügen? Nein, nein, es waren nicht Buchstaben, waren nicht Worte, sondern züngelnde Feuerflammen, die mein armes Hirn zu Asche zu verbrennen drohten! Ich dachte nicht daran, ob ich ein Recht dazu hätte, dieses entsetzliche Blatt zu lesen; ich wußte, dachte, fühlte nichts, als daß ich furchtbar getäuscht worden war, — mich selbst fürchterlich getäuscht hatte, — daß meine letzte Hoffnung auf Erdenfreude in Trümmer gesunken war, um nimmer wieder zu erstehen. Mir war, als ob eine allmächtige Zaubergewalt mein Auge an diesen Schriftzügen gefesselt hielte, als dürfte es sie nur mit seinem Erblinden verlassen. Ich erinnere mich noch jetzt jedes Wortes dieses Briefes:

„Es hieße unwahr gegen Dich sein, theuerster Gustav," lautete er, „wenn ich leugnen wollte, daß mir Dein Ausbleiben eine herbe Täuschung bereitete, doch wußte ich ja, daß Deiner Reise unübersteigliche Hindernisse in den Weg getreten sein mußten. Nein, Gustav, mein Herz, daß Dir ja bereits seit fünf Jahren gehört, bleibt Dir zu eigen, so lange es schlägt,

mein Vertrauen zu Deiner Liebe, Deiner Treue ist unerschütterlich. Mir ist, als fühlte ich mich jetzt glücklicher wie je zuvor, obgleich meine Tante sich häufig, wenn nicht geradezu hart — unfreundlich und lieblos gegen mich benimmt, denn meine frühere Stellung als Gesellschafterin der seligen Gräfin hatte doch gar zu viel Drückendes für mich. Und doch, wie sehr versündige ich mich gegen Gott, wenn ich so rede; denn war ich nicht glücklich, sehr glücklich, während dieser Jahre unserer Liebe, und schwand nicht immer der Erdenkummer vor dem seligen Bewußtsein, Dein Herz zu besitzen, in dankbaren Freudenthränen dahin? Wenn mir der Himmel vergönnt, Dir einst als Gattin zu lohnen durch ein langes Leben voll treuer Hingebung — Gustav, — o glaube mir — so erfüllt er den höchsten, den schönsten meiner Wünsche.

„Ach, mit welcher Sehnsucht ich jetzt Deinen Briefen entgegensehe, denn sie sind ja, getrennt von Dir, meine einzige Freude! Doch die Tante ruft und ich muß eilig schließen. Lebe wohl, mein Gustav, und gedenke

Deiner treuen Mathilde Hauser.

Seit fünf Jahren also! — — Ja, ich war hintergangen, auf das Empörendste getäuscht worden! Der ganze Stolz eines gekränkten Herzens, die ganze Leidenschaftlichkeit des Weibes erwachte in mir, ein Gefühl des bittersten Hasses gesellte sich zu der Erinnerung an den Treulosen. Und meine glücklichere

Nebenbuhlerin — war es jene Mathilde Hauser, meine einstige Mitschülerin in der Pension? Schon einmal waren wir gegen einander in die Schranken getreten, und zwar als Bewerberinnen um die Wahl zur Rosenkönigin, und damals war ich Siegerin geblieben; jetzt aber im ernsten Spiel des Lebens, wo es sich um mein ganzes Erdenglück handelte, mußte ich unterliegen! Wie kam sie dazu, mir zum zweiten Male feindlich gegenüber zu treten? Und er? Daß er uns Beide liebte war unmöglich. Hatte er denn mit meinen schönsten, heiligsten Gefühlen nur ein leichtfertiges Spiel getrieben, nur seine männliche Eitelkeit daran ergötzen wollen, mir Beweise der Liebe zu entlocken, um diese Liebe dann verächtlich von sich zu stoßen und Herz und Hand einer Andern zu bieten? Ja, er hatte tausend Künste angewandt, keine Tücke, keine Falschheit gescheut, um mich auf den Pfad des Elendes zu locken und mich überkam selbst ein Gefühl der Verachtung gegen die eigne Schwachheit. Sein Andenken mußte von diesem Augenblicke an für immer in meinem Gedächtnisse erlöschen, und es durfte ihm niemals, nein, niemals bekannt werden, daß ich jemals Leiden um seinetwillen erduldet. —

Um meine Mutter nicht im Schlummer zu stören, ging ich leisen, langsamen Schrittes die Treppen hinan, verschloß dann die Thür meines Schlafzimmers hinter mir und setzte mich dort nieder, um zu über-

legen, was mir jetzt zu thun obliege. Doch ich war völlig außer Stande, zusammenhängend zu denken, erhob mich von meinem Sitze und trat vor den Spiegel. Welche geisterhaften Züge mir aus demselben entgegenstarrten! War dies Alles nur das Werk der letzten halben Stunde? Und der Brief, den ich noch immer in der Hand hielt — was mit ihm beginnen? Sollte ich ihm dies Blatt zusenden und die Bemerkung hinzufügen, daß ich es an eben der Stelle gefunden habe, wo er mir das letzte Lebewohl gesagt? Nein, das würde ihm nur den Kummer meines Herzens verrathen, seinen Triumph vervollständigen. Nein, ich wollte diesen Brief behalten, bis ich Gelegenheit finden würde, ihn in seine eigenen Hände zu legen. Ich trat zum Pulte und hüllte das Schreiben in ein Couvert, das ich mit keiner Addresse, sondern nur mit dem Datum dieses Tages überschrieb, worauf ich mein Licht auslöschte und mich in der Dunkelheit am offenen Fenster auf die Kniee niederließ, damit die Nachtluft meiner fieberhaften Stirn Kühlung zutrage. Wie lange ich in dieser Stellung verharrt, oder was ich in all' dieser Zeit gedacht, weiß ich nicht mehr, doch der Morgen dämmerte bereits, als ich endlich auf mein Lager sank. Es waren wirre, wüste Traumgebilde, die hier den Schlaf von meinem Kissen scheuchten. Ich wandelte mit Gustav als seine verlobte Braut am Meeresstrande, als ihn plötzlich ein Sturmwind von meiner Seite riß und er ins

tiefe brausende Meer stürzte. Ich wollte ihn retten, wußte es jedoch nicht zu beginnen und blickte ihm angstvoll nach, als plötzlich Mathilde Hauser's bleiches Gesicht neben dem seinigen auftauchte. Ich sah, wie sie ihn mit ihren Armen umschlang und dann versanken Beide in die Tiefe.

Als ich die Augen dem hellen, freundlichen Licht der Morgensonne erschloß, war im ersten Augenblicke die Erinnerung an den vergangenen Abend mit seiner schmerzlichen Ueberraschung gänzlich vergessen, doch das neben mir auf dem Tische liegende Couvert erinnerte mich schnell an Alles, und nun kehrte mir das Gefühl meines Elendes um so überwältigender wieder.

Ich vermochte nicht länger zu ruhen, sondern erhob mich, obgleich es kaum fünf Uhr war, kleidete mich an und ging schnellen Schrittes zum Strande hinab. Der kühle, frische Morgenwind sollte meinen aufgeregten Nerven Beruhigung, meinem Herzen Muth und Fassung bringen, denn Niemand auf Erden, selbst nicht einmal meine gute, geliebte Mutter durfte meine namenlosen Leiden, diesen hoffnungslosen Kummer meiner Seele auch nur ahnen.

Unser Leben floß von nun an ganz im alten gewohnten Geleise dahin, und nur zu häufig war auch Gustav der Gegenstand unseres Gesprächs, ohne daß mich auch nur für einen Augenblick die äußere Ruhe verließ, oder ein einziges Wort der Leidenschaft den tiefen Seelenschmerz, der mich verzehrte, verrathen

hätte. Wie oft ich auch das Auge meiner Mutter mit dem Ausdruck ängstlicher Sorge auf mein Antlitz geheftet sah, sie sprach sich über den Grund dieser Sorge niemals gegen mich aus und mein Herz segnete sie dafür. Endlich jedoch gelang es mir, mich aus meiner Apathie zum Handeln emporzuraffen. Er hatte mich gebeten, ihm zu vergeben; ich wollte mehr thun als das. Ich schrieb an Mathilde Hauser und lud sie auf einige Zeit zum Besuche bei uns in unserem Häuschen ein. Von Gustav hatten wir, seit er unseren kleinen Badeort verlassen, nicht das Geringste gehört, doch ich sah seiner Wiederkehr mit fieberhafter Ungeduld entgegen, denn daß er kommen würde, wußte ich ja, und kam er, so galt es ihm durch kalte Gleichgültigkeit den Beweis zu liefern, wie wenig es mich koste, mein Versprechen der Verzeihung zu erfüllen.

Mathilde Hauser antwortete, daß sie meine Einladung mit Freuden annehme und versprach schon in der nächstfolgenden Woche einzutreffen, um dann vierzehn Tage lang bei uns zu bleiben; ich aber bot jetzt das Aeußerste auf, mich der Gedanken an Gustav gänzlich zu entwöhnen, mied alle einst gemeinsam von uns besuchten Orte, sandte mein Pferd fort und verließ meine Mutter fast niemals.

Der Tag, an welchem Mathilde eintreffen wollte, kam endlich herbei. Meine Mutter, die seit einiger Zeit nicht ganz wohl gewesen war, vielleicht auch

glauben mochte, wir würden am Liebsten allein bleiben, wünschte ihr Zimmer nicht zu verlassen, ich aber harrte, wie Stunde auf Stunde verrann und endlich die Dämmerung eintrat, dem erwarteten Besuch mit immer steigender Unruhe und Aufregung entgegen. Ach, daß doch nur erst die Bewillkommnungsbegrüßungen vorüber wären! Endlich vernahm mein lauschendes Ohr Fußtritte im Garten, die Thür unseres Häuschens öffnete sich und im nächsten Augenblicke stand Mathilde im Zimmer.

„Mathilde!“ rief ich, sie dann hastig umarmend, zog sie dann an's Fenster und blickte ihr dort, nachdem sie den Hut bei Seite gelegt, beim matten Licht der Dämmerung, gespannt in's Gesicht. Es war noch dasselbe bleiche Gesicht wie einst auf der Schule, dieselben anspruchslosen zarten Züge, — aber auch noch dasselbe sanfte, freundlich blickende, braune Auge, dieselbe melodische Stimme! Sie hatte, seit wir einst in der Pension von einander geschieden, nicht im Geringsten, ich möchte sagen, auch nicht um einen einzigen Tag gealtert.

„Du bist unverändert geblieben, Mathilde,“ sagte ich; „wenn ich Dich ansehe, so ist mir, als könnten wir uns erst gestern getrennt haben.“

„Doch Du, Franziska! Mein Gott, wie außerordentlich verändert ich Dich finde!“

„Ich glaube es Dir, Mathilde, denn mein Leben war bewegter als das Deinige,“ antwortete ich rasch,

„doch Du wirst Erquickung und Erholung nöthig haben!“

„Ich bin nicht ermüdet, bedarf der Ruhe nicht, liebe Franziska,“ sagte sie, als ich sie, zu einer kurzen Ruhe im bequemen Lehnstuhl einlud. „Ich habe in der letzten Zeit ein so trauriges Leben geführt, daß ich mich jetzt hier bei Dir viel zu glücklich fühle, um ermüdet zu sein. Doch sage mir, wie erfuhrst Du meinen jetzigen Aufenthaltsort?“

Ich zögerte mit der Antwort und wäre es hell genug dazu gewesen, so hätte Mathilde die Gluth bemerken müssen, welche sich, wie ich fühlte, in diesem Augenblicke über meine Wangen ergoß. Ich hatte ja ihren Aufenthaltsort nur durch ihren eigenen Brief an Gustav erfahren.

„Vielleicht ist es Dir unbekannt, daß sich der Baron Gustav von Feldhausen einige Zeit lang im benachbarten Städtchen aufgehalten, und daß dieser ein alter Freund von mir ist,“ entgegnete ich.

„Ach, ja wohl,“ rief Mathilde, „jetzt entsinne ich mich, daß er während der ersten Zeit unserer Bekanntschaft häufig Fragen nach Dir und nach Dingen, die Dich betrafen, an mich zu richten pflegte.“

„Nach mir?“ fragte ich unter Herzklopfen.

„Ja wohl, er fragte häufig nach Dir,“ antwortete Mathilde, „denn es war ihm, ich weiß nicht wie, bekannt geworden, daß wir Schulgenossinnen gewesen.“

Wie gern ich mehr gefragt hätte! Doch ich durfte nicht.

„Eines aber mußt Du mir versprechen, Mathilde?" sagte ich nach kurzer Pause.

„Was ist es, Franziska?" fragte sie.

„Du darfst ihn nicht davon in Kenntniß setzen, daß Du hier bist. Ich weiß, daß Ihr Euch mit einander verlobt habt" — sie wandte erröthend das Antlitz zur Seite — „und wünsche ihm eine Ueberraschung zu bereiten." Meine Stimme bebte, während ich sprach und das leichte Lachen, mit welchem ich schloß, klang mir selber hohl und unheimlich.

Sie gab mir willig das verlangte Versprechen und erzählte mir dann mit ihrer tief musikalischen Stimme ihre Lebensgeschichte, wie sie, nachdem sie die Pension verlassen, als Gesellschafterin zu einer Freundin ihrer Tante gekommen und dort zuerst mit Gustav zusammengetroffen. Mit beredten Worten sprach sie von ihrer Liebe zu ihm und fügte hinzu, daß ihre Vermählung längst stattgefunden haben würde, wenn ihr früheres Verhältniß zur Gräfin nicht unter der Bedingung geschlossen gewesen wäre, daß nur der Tod der alten Dame es lösen dürfe. Jetzt endlich, schloß sie, sei jenes Hinderniß beseitigt und sie hoffe daher, ganz in Kurzem dem Geliebten als Gattin angehören zu dürfen.

Ich saß da und hörte ihr zu, vernahm jedes einzelne ihrer Worte klar und deutlich, doch es war mir, als lauschte ich nur einem Märchen, bis ich mich endlich besann, daß ich über mich selbst die Pflichten der

Gastfreundschaft zu vergessen im Begriffe sei. Mathilde war natürlich ermüdet. Ich führte sie in ihr Zimmer, um dann das meinige aufzusuchen, doch bittre Gedanken an die schönen Träume, die wohl als Vorboten naher Wirklichkeit, ihr Lager umschwebten, verscheuchten den Schlummer von dem meinigen.

VIII.

Mathilde Hauser's herzliches, zutrauliches Wesen hätte einen freundlichen Eindruck auf mich hervorbringen sollen, doch es that das Gegentheil und gar bald begann ich mich in ihrer Gegenwart doppelt trübe und beklommen zu fühlen, denn ihre ganze Unterhaltung drehte sich um nichts, als um Gustav von Feldhausen. Daß er jeden Tag bei uns eintreffen konnte, verschwieg ich ihr mit Vorbedacht und sie selbst hatte nicht die geringste Ahnung davon.

Eines Nachmittags — es war gegen Ende August und zu heiß zum Ausgehen — saßen wir Beide im einsamen Wohnzimmer beisammen, ich mit der Vollendung einer Tages zuvor begonnenen Zeichnung, Mathilde mit ihrer Handarbeit beschäftigt. „Und diese ist's, um derentwillen Du entsagen sollst, flüsterte es mit Bitterkeit in mir, als ich auf einen Augenblick emporblickend, Mathilden's schönen Kopf über die Stickerei gebeugt sah, und mein Auge ihre zierliche, durch den einfachen aber geschmackvollen Anzug noch

mehr gehobene Gestalt überflog. „Und diesem unbedeutenden Kinde wird meine Liebe geopfert!" Ich ließ die Bleifeder fallen, um die Hände auf die Schläfen zu pressen, denn mir war, als überkäme mich ein jäher Schwindel.

Mathilde hob erschrocken die sanften treuen Augen zu mir empor.

„Wird Dir unwohl, Franziska?" fragte sie mit ihrer leisen melodischen Stimme und kniete ängstlich neben mir nieder. Ich schrak bei ihrer Berührung unwillkürlich zusammen, stand von meinem Sitze auf und verließ das Zimmer mit der flüchtigen Bemerkung, daß ich schnell zurück sein würde.

„War es Eifersucht, was ich empfand?" Ich trat in meinem Zimmer vor den Spiegel. Diese hohe, stolze Figur, dieser Wuchs voll des schönsten Ebenmaßes — diese üppigen Locken, deren glänzendes Schwarz das schneeig weiße Gewand, welches ich trug, nur noch mehr hervorhob! War denn auch nur ein Vergleich zwischen uns möglich? Und dennoch hatte er sie, sie gewählt, dennoch war in seinen Augen sie — sie die schönste von uns.

Als ich wieder in's Wohnzimmer trat, fand ich Mathilde am Piano. Sie sang eine Ballade voll sanfter Wehmuth.

Ob er ihrer Stimme wohl jemals mit derselben Selbstvergessenheit gelauscht hatte, wie der meinigen — sich, wie so oft über mich, wohl auch über sie hin-

gebeugt hatte, um Worte des Entzückens und Dankes zu flüstern?

Mathilde erhob sich und ich nahm ihren Sitz ein, um ein wild-leidenschaftliches Lied von Schubert zu singen, und ich sang es — eben weil mir das Herz fast zerspringen wollte — wie ich es selten oder nie zuvor gesungen hatte. Ich schloß das Piano. Ja, auch im Gesange war ich ihre Meisterin und dennoch zog er sie mir vor.

Ich blickte auf Mathilde. Ihr standen die Thränen in den Augen.

„Ach, Franziska, Franziska, wie schön, wie wunderschön Du singst!“ sagte sie leise.

Ich lachte, denn ihr Beifall war mir gleichgültig, verdroß mich fast. Ein Buch, in dessen Inhalt ich mich vertieft hatte, bot mir dann einen Vorwand zum Schweigen, während Mathilde sich wieder zu ihrer Stickerei setzte und so kam der Abend heran. Als es kühl wurde, setzten wir dieselben Beschäftigungen in der Gartenlaube fort. Es war gegen sieben Uhr, als ich plötzlich den Hufschlag eines Pferdes zu hören glaubte. Ich schrak heftig zusammen und erhob mich dann mit solcher Eilfertigkeit von meinem Sitze, daß Mathilde erstaunt von ihrer Arbeit in die Höhe sah.

„Ich brauche ein Röschen für mich selbst und einen Strauß für meine Mutter,“ sagte ich mit einem erzwungenen Lächeln, „verweile hier, bis ich zurückkehre.“

Unter schmerzlichem Herzpochen schritt ich, hier und dort eine Blume brechend, langsam den Garten hinauf und trat durch die Glasthür in's Wohnzimmer, wo mir mit freudestrahlendem Gesichte der Baron von Feldhausen entgegentrat.

„Ich habe etwas für Sie," sagte ich, nach Erwiederung seiner ersten Begrüßung, den verhängnißvollen Brief aus der Tasche meines Kleides hervorziehend.

„Für mich? Bitte, geben Sie!" rief er mit einer scherzhaften Geste, als wolle er mir den Brief entreißen.

„Doch nur unter einer Bedingung," sagte ich, „und die ist, daß Sie diesen Brief nicht vor dem Abend lesen."

„Ich verspreche es Ihnen," sagte er, das Schreiben in die Brusttasche steckend, „der Brief ruht auf meinem Herzen, wie Sie sehen," fügte er lachend hinzu.

Ich fühlte meine Wangen heiß erglühen und Worte der Leidenschaft, des Zornes auf den Lippen, doch Gustav schnitt mir die Rede ab.

„Wie außerordentlich wohl, wie blühend Sie aussehen, Franziska!" rief er.

„Auch fühle ich mich durchaus wohl," erwiederte ich, „obgleich heute die Hitze meine Farbe bedeutend erhöhen mag."

„Mich aber," fiel Gustav lachend ein, „hat diese Reise so gebräunt, daß ich wohl kaum wieder zu erkennen bin, ausgenommen für alte Bekannte."

„Das wird sich schnell zeigen,“ sagte ich, die für meine Mutter gepflückten Blumen auf den Tisch legend. „Kommen Sie mit mir in den Garten, es erwartet Sie dort Jemand, der sich sicherlich zu Ihren alten Bekannten zählen darf.“

„Mich?“ rief er verwundert aus; doch ich getraute mich nicht, ihm zu antworten und trat ihm daher rasch durch die Glasthür voran. Wir betraten die kurze Allee, welche zur Laube führte. Mathilde erhob sich, als sie einen Fremden im Garten bemerkte, von ihrem Sitze und in diesem Augenblicke eerkanntn Beide einander. Gustav stand wie an den Boden gefesselt da, doch Mathilde stürzte sich unter lautem Freudenrufe in seine Arme.

Ich hatte genug gesehen, genug gehört, wandte mich ab und floh — floh eilig in mein Zimmer, um in seiner Einsamkeit mein Elend auszuweinen. Mein Stolz gab mir indessen bald die Selbstbeherrschung zurück und ich ging zu meiner Mutter in's Wohnzimmer hinab, wo ich mich mit dieser über gleichgültige Dinge unterhielt, bis die beiden Verlobten endlich aus dem Garten in's Haus traten.

Meine Mutter lud Gustav zum Bleiben ein, doch er schlug es aus und auch Mathilden's Bitten waren vergebens.

Ich selbst wagte es nicht, ihm in's Gesicht zu blicken, als er mir die Hand zum Abschiede bot und Tages darauf wieder zu kommen versprach. Mir

wurde das Athmen schwer, bis er das Haus verlassen hatte, und dann zog ich mich, unter dem Vorwande heftiger Kopfschmerzen in mein Zimmer zurück, denn ich war außer Stande, Mathilden's begeisterte Lobreden anzuhören.

Am nächsten Morgen vernahm mein aufmerksames Ohr den altbekannten Fußtritt schon von Weitem und Löwe sprang seinem Herrn voran in's Haus. Mathilde saß durch die Scheiben spähend am Fenster. Gustav trat ein, doch das heitere Gesicht von Tages vorher war völlig verschwunden, sein Blick trübe, sein Wesen still und zerstreut. Er setzte sich, sprach jedoch nur wenig und in abgebrochenen Sätzen, während ich selbst mit erzwungener Lebhaftigkeit an der allgemeinen Unterhaltung Theil nahm, mich jedoch mit meinen Worten meistens nur an ihn wandte. Auch meine Mutter schien verstimmt, so daß von uns Allen nur Mathilde ein heiteres Gesicht zur Schau trug.

„Wollen wir nicht in's Freie gehen?“ fragte Gustav plötzlich, „es ist wirklich unerträglich heiß hier im Zimmer.“

Obgleich seine Rede an uns Alle zugleich gerichtet war, so gab doch nur Mathilde eine Antwort.

„O gern, gern!“ rief sie, sich schnell von ihrem Sitze erhebend, „ich will nur meinen Sonnenschirm holen.“

Sie verließ das Zimmer, in welchem Gustav unter allgemeinem Stillschweigen auf und nieder schritt, bis

sie zurückkehrte. „Werden Sie uns begleiten?“ fragte er, als sie eben die Thür öffnete, vor mir stehen bleibend, leise.

„Nein,“ antwortete ich, „ich wage mich heute Morgen bei dieser Hitze nicht in's Freie, oder wenigstens nur zu Wagen. Ihr braucht Euch also nicht zu geniren,“ wandte ich mich an Mathilde, „sondern könnt Euren Spaziergang ausdehnen, soweit es Euch irgend Vergnügen macht.“

Gustav gab keine Antwort und verließ das Zimmer mit finsterm Blicke.

Ich sah ihn mit Mathilde die Hauptallee des Gartens hinab gehen und verlor das Paar dann aus den Augen Es war mein fester Vorsatz, jedes Gespräch unter vier Augen mit Gustav durchaus zu vermeiden; denn ich hatte die Schwäche meines Herzens, seinen Liebesbetheuerungen gegenüber, ja nur zu wohl erfahren, und doch gebot mir mein Stolz, zu entsagen! Mein Stolz? Welches Recht hatte ich denn auch, mich zwischen diese beiden Liebenden zu drängen?

Am Tage vor Mathilden's Abreise beschlossen wir einen Ausflug zu Wagen nach dem schönbewaldeten Strande einer etwa eine halbe Meile entfernten Meeresbucht und kamen überein, daß Gustav uns zu Pferde begleiten sollte.

„Es wird spät,“ sagte ich, als wir, vom langen Umherwandern ermüdet, alle Drei auf einer weit

in's Meer vorspringenden Felsenspitze saßen, während die Wipfel der Bäume sich schon in Dämmerlicht zu hüllen begannen.

„Ich habe einen so glücklichen Tag verlebt," antwortete Mathilde, „daß ich kaum denken mag, er sei schon zu Ende. Doch verweilt hier noch einen Augenblick, damit ich ein Sträußchen Felsblumen für Frau von Halden pflücke."

Bevor ich im Stande war, sie zurückzuhalten, war Mathilde verschwunden und ich saß, wie einst in jener Sturmesnacht, allein an Gustav's Seite.

„Ich fühle nur zu schmerzlich, wie Sie von mir denken müssen, Franziska," flüsterte er mit bebender Stimme; „doch wenn Sie wüßten, wie entsetzlich ich leide; wenn Sie wüßten —"

„Nicht weiter, Herr Baron!" unterbrach ich ihn mit mühsam erzwungener Ruhe; „ich wünsche keine Erklärungen von Ihnen. Sie lieben und —"

„Ich liebe — liebe! Elender Thor, der ich noch eine Andere lieben zu können wähnte!" rief er leidenschaftlich aus und barg das Gesicht in die Hände.

„Sie sind seit fünf Jahren verlobt, Herr Baron!" entgegnete ich kalt. „Vergessen Sie nicht, daß Sie das Lebensglück Ihrer Braut in Ihren Händen tragen."

„Wie, soll mein eigenes Lebensglück denn gar nicht in die Wagschale fallen?" gab er ungestüm

zurück. „O Franziska, Franziska, hat es soweit kommen müssen?"

„Warum mußten Sie mich täuschen?" fragte ich leise und bebend.

„O Gott, weshalb mußte mich mein Unstern hierher führen? Warum mußten wir noch einmal zusammentreffen?"

Auch in meinem Herzen klangen diese Fragen wieder, doch ein süßes Gefühl der Befriedigung linderte ihre Trauer, denn ich wußte jetzt ja, daß ich geliebt war, wie ich selbst liebte, und dachte nicht an die Schmerzen der Zukunft.

Ich war froh in diesem Augenblicke, Mathilde zu uns zurückkehren zu sehen, glaubte jedoch in ihrem Gesichte einen Ausdruck von Befangenheit oder Mißmuth zu lesen.

„Wir haben während Deiner Abwesenheit eine Unterhaltung über die Liebe gepflogen, Mathilde, und wärst Du hier geblieben, Du hättest viel lernen können," rief ich ihr heiter entgegen.

„Ohne Liebe, ja, ohne Liebe wäre das Leben werthlos für mich, nichts wie ein trüber, freudenloser Wintertag; doch jetzt," — sie zerdrückte mit der Hand eine Thräne im Auge — „jetzt ist Alles, Alles heiterer Sommersonnenschein!"

Gustav wandte das Gesicht ab und antwortete nicht.

Ich trieb zur Heimkehr und wir gingen langsam den Hügel hinab.

Der tröstende Gedanke, mit welchem ich an jenem Abend mein müdes Haupt auf's Kissen legte, war, daß Mathilde uns in der Frühe des nächsten Morgens verlassen würde. Das Lebewohl, welches ich Gustav geboten, sollte das letzte gewesen sein und ich wollte ihn nicht wieder sehen, mich nicht der Gefahr aussetzen, ihm die Schwäche und den Kummer meines Herzens, den harten Kampf zu verrathen, den mich mein kaltes, leidenschaftsloses Benehmen gegen ihn kostete. Das Opfer, das ich ihm und seinem Frieden brachte, sollte vollkommen sein und Gustav nimmer den Preis ahnen, um welchen es erkauft worden.

„Wie lange auch unsere Trennung währen mag, Franziska, glaube mir, ich werde Deiner stets mit inniger Dankbarkeit für das Glück dieser hier verlebten Wochen gedenken," sagte Mathilde, als wir schieden.

„Gebe der Himmel, daß Du nie Veranlassung finden mögest, diese Worte zu widerrufen, liebes Kind," antwortete ich, ihren Kuß erwiedernd.

Der Wagen rollte davon und ich zog mich in's Haus zurück.

Ich ging hinauf in mein Zimmer, öffnete das Fenster und lehnte mich hinaus, um dem Gesumme der Insecten zwischen den Blumen, dem Gesange der Vögel zu lauschen, blickte auf das in den Sonnenstrahlen blitzende Meer mit den weißen Segeln hin-

aus, die hier und dort auf demselben emportauchten. Ach, ich durfte die Stunden nicht mehr verträumen, sondern es lag mir ob zu handeln. Es währte lange, bis ich am geöffneten Pulte sitzend, den Muth dazu fand, den Trennungsbrief zu schreiben, doch endlich war er vollendet.

„Das gestrige Lebewohl muß unser letztes gewesen sein, Herr Baron,“ lautete er, „denn es geziemt uns einander fortan zu meiden. Das Versprechen, welches Sie mir einst abnahmen, ist nicht vergessen, denn ich verurtheile Sie nicht, sondern überlasse dies Ihrem eigenen Gefühl. Wenn meine Verzeihung Werth für Sie hat, so ist sie Ihnen von Herzen gewährt.“

Ich faltete und versiegelte das Schreiben, mit dem Entschlusse es ihm in's Wohnzimmer hinab zu senden. Dann nahm ich meinen Sitz am offenen Fenster auf's Neue ein bis die Morgenstunden dahin geschlichen waren und ich endlich gegen Mittag seinen Fußtritt vernahm. Während er den Garten entlang geschritten kam, hatte ich Gelegenheit sein Gesicht zu beobachten. Wie mochte er nur gerade an diesem Tage so hoch und heiter blicken, am Tage der ihn vor allen anderen trübe und traurig stimmen sollte? Er zog die Hausglocke und ich sandte ihm meinen Brief hinab, den ich ihn hastig ergreifen und erbrechen sah. Im nächsten Augenblicke wandte er sich langsam und traurig zum Gehen und als ich ihn an der Pforte

des Gärtchens verschwinden sah, brach ich in einen Strom heißer Thränen aus.

IX.

Zu den Zeiten des Kummers schleichen uns die Stunden so langsam dahin, als hemmte bleierne Schwere den Flug der Zeit. Je weiter der Tag vorschritt, desto trüber und müder wurde mir zu Sinn und als die Abendkühle eintrat, verließ ich das Haus, und ging zum Meeresstrande hinab, um am Abhange jener Klippe, auf welcher wir zuerst wieder zusammengetroffen, meinen verlorenen Freudenhoffnungen die letzte wehmüthige Erinnerungsstunde zu weihen, — die letzte, — ich gelobte es mir. Wie lange ich dort gesessen, weiß ich nicht mehr, doch als ich mich endlich erhob, um heimzugehen, legte sich eine Hand auf meinen Arm und hielt mich sanft zurück. Die Ueberraschung preßte mir einen leichten Aufschrei aus.

„Ich bin's, Franziska," sagte Gustav.

„Sie haben kein Recht, sich noch in meine Nähe zu drängen, Herr Baron," rief ich stolz einen Schritt zurückweichend. „Es giebt Schranken, deren Mißachtung selbst die Freundschaft nicht gestattet."

„Doch die Liebe, Franziska, ja die Liebe gestattet sie, die Mißachtung solcher Schranken!" rief er feurig. „Ja Franziska, höre es jetzt, ich liebe Dich, liebe Dich treu und innig, und werde Dich lieben bis zum Grabe!"

„Ihr Bekenntniß kommt zu spät, Herr Baron," antwortete ich, „gedenken Sie Ihrer Ehre, Ihres Verhältnisses zu einer Andern."

„Und wie kam ich dazu, diese Andere aufzusuchen? Und was war es, das mich unwiderstehlich in ihre Nähe zog und mich dort wie mit magischen Banden gefesselt hielt, Franziska?" fiel Gustav mir in's Wort, „ach, jetzt weiß ich es nur zu wohl. Sie war Deine Freundin, Franziska, wußte mir von Dir zu erzählen, glaube mir, das war's, nur das allein. Ja, ich glaubte sie zu lieben, bis ich Dich hier auf dieser Klippe endlich wiedersah, doch jener Augenblick zerstörte meinen Traum."

„Doch wenn sie erst Ihre Gattin ist —"

„Nicht weiter, Franziska!" unterbrach er mich leidenschaftlich. „Sie wird nie, nie meinen Namen tragen. Ich entsage ihr."

Mir war als sähe ich Mathilden's bleiches, thränenvolles Gesicht vor mir, und ich bat Gustav mit bebenden Lippen sich zu entfernen, mich zu vergessen, an die Unmöglichkeit der Ausführung seines grausamen Entschlusses zu denken.

„Das einzige Unmögliche ist das Aufhören meiner Liebe zu Dir, Franziska!" rief er. „Gebietest Du mir mich zu entfernen, so werde ich gehorchen, doch auch nimmer wiederkehren." Er ergriff meine Hand und blickte mich bittend an. „Wenn Du mich liebst, Franziska, mich jemals geliebt hast, so werde die

Meine und vergönne mir Deinem Glück, Deiner Freude, das Denken und Trachten meines ganzen Lebens zu weihen."

Mein Entschluß begann zu wanken, und ich sah Bilder einer wonnigen Zukunft an der Seite des Geliebten an mir vorüber gaukeln.

„O, sprich zu mir, Franziska," drängte Gustav sanft, „befiehl mir nicht zu gehen; heiße mich bleiben, auf immer bei Dir bleiben!"

Ich entzog ihm meine Hand, fühlte mich so schwach, so hülflos, kämpfte einen harten, schweren Kampf, doch ich blieb Siegerin.

„Es ist unmöglich, Herr Baron," sagte ich, „dringen Sie nicht weiter in mich. Ich vermöchte selbst das höchste Erdenglück nicht durch das Elend einer Anderen zu erkaufen. Wir müssen scheiden."

„Du könntest, könntest dies schreckliche Urtheil nicht aussprechen, Franziska," rief Gustav, „wenn Du die Liebe kenntest, wenn ich Dir jemals theuer gewesen wäre!"

Mein Herz pochte stürmisch und ich fühlte, daß mir die Thränen in die Augen traten; ich wollte sprechen, doch die Stimme versagte mir.

„Ich frage Dich zum letzten, letzten Male, Franziska," flüsterte er mit bebender Stimme. „Giebt es kein Band, das uns an einander knüpfen kann?"

„Das Band der Freundschaft, Herr Baron," antwortete ich leise.

„Wo ich liebe, verschmähe ich dieses Band," antwortete er; „und nennst Du es Freundschaft, mir ein Mädchen zur Gattin aufdringen zu wollen, das ich nicht zu lieben vermag, nur um dem kalten, prosaischen Gesetze der Pflicht zu genügen?"

„Ihm muß genügt werden, Herr Baron, und zwar von mir nicht minder wie von Ihnen," sagte ich mit Festigkeit. „Sie haben das gläubige Vertrauen, die vieljährige liebevolle Anhänglichkeit eines armen Mädchens, das ohne Sie freudlos und in abhängiger Lebensstellung dasteht, durch Einlösung ihres Ehrenwortes zu belohnen."

„So muß dies unser letzter Abschied sein," sagte Gustav.

„Unser letzter," wiederholte ich mit gesenktem Blick, denn ich hatte den Muth nicht, emporzusehen, und als ich das Auge erhob, war Gustav verschwunden.

„Du zitterst ja vor Kälte," sagte meine Mutter, als ich zu ihr ins Zimmer trat; „wie unvorsichtig von Dir, so spät im Freien zu bleiben!"

„Das ist es nicht, Mutter, was dies Zittern verursacht," antwortete ich.

„Und willst Du mich, die ich schon so viel mit Dir erduldet, nicht auch zur Vertrauten des Kummers, der Dich jetzt drückt, machen," bat meine Mutter sanft, indem sie mir die Arme um den Hals schlang.

„Laß' uns fort von hier, Mutter, oder mir bricht

das Herz," schluchzte ich, den Kopf auf ihre Schulter senkend.

Am Tage darauf traten wir die Rückreise nach Berlin an.

X.

Als der Wagen vor unserem Hause in der Residenz anhielt, trat uns aus der Thür desselben ein Mann entgegen, in welchem wir sogleich Vetter Emil wiedererkannten.

„Wie sonderbar," rief er, dicht an den Wagenschlag tretend; „in eben diesem Augenblicke noch erkundigte ich mich nach Ihrer Adresse, und trafen Sie nicht zu dieser Minute ein, so war ich in der nächsten auf der Reise zu Ihnen."

Unser Zusammentreffen war voll Herzlichkeit, wie das alter, bewährter Freunde, und Emil verweilte bis spät Abends bei uns. Er war heiterer und lebhafter, als wir ihn je zuvor gesehen hatten, und, in Wahrheit, sein trauliches Wesen, seine interessante Unhaltung machten mich während jener Stunden fast der jüngsten traurigen Vergangenheit vergessen.

Meine Mutter fühlte sich durch den Aufenthalt am Meeresstrande so außerordentlich gekräftigt, daß wir von jetzt an fast täglich Ausfahrten in die Umgegend der Residenz unternehmen konnten und auf Emil's Veranlassung sogar häufig öffentliche Vergnügungsörter besuchten. Mein Herz jedoch schlug müde

und matt und kannte nur noch ein einziges Verlanlangen: es wollte vergessen lernen, und die Leidenschaftlichkeit, mit welcher ich jetzt am Tanze und allen aufregenden Zerstreuungen Theil nahm, sollte das Mittel dazu sein. Ach, der Schmerz der Seele läßt sich nur betäuben, um schnell desto herber wieder zu erwachen!

So verging Monat auf Monat, ohne daß uns von Gustav die geringste Nachricht zukam, und das Bewußtsein, recht gehandelt zu haben, begann nach und nach beruhigender auf meine Gemüthsstimmung einzuwirken. Ich blickte jetzt ohne Hoffnung, aber auch ohne Furcht in die Zukunft, denn die Stürme der Leidenschaft waren vorüber und ich hatte die Achtung vor mir selbst aus ihnen gerettet. Es schien mir unmöglich, noch einmal zu lieben, eine schöne Pflicht jedoch, nach Vergessenheit zu ringen und mein ferneres Leben nur der Selbstbeschauung und nützlichen, bildenden Beschäftigungen zu widmen, und Emil schaffte mir hierzu die Hülfsmittel herbei, indem er mir Bücher brachte und mein Talent zum Zeichnen und Malen auszubilden suchte. Seine außerordentliche Liebe zur Musik veranlaßte mich jetzt auch dieser Kunst größere Sorgfalt zu widmen, wie es bisher jemals geschehen war.

„Ich werde meine Unterrichtsstunden schwer vermissen, Vetter,“ sagte ich eines Tages, als er auf kurze Zeit nach dem Gute zu reisen beabsichtigte. „Wenn

Sie nicht da sind, so pflegt meine Arbeit nur halb so rasch von Statten zu gehen."

„Doch ich werde Ihnen Ihre Lexion zurücklassen, Cousine, und hoffe, sie vollendet zu finden, wenn ich wiederkehre," sagte er, von seiner Zeichnung emporblickend.

„Ich vermag es nun einmal nicht, allein gut zu arbeiten," erwiederte ich. „Soll eine Zeichnung, ein Bild gelingen, so bedarf es dazu, dünkt mich immer, des ermuthigenden Zuspruchs, des Gedankenaustausches — wenigstens für Dilettanten —"

„Und gäbe es einen Mann, Cousine Franziska, der Sie so innig liebte, daß steter Gedankenaustausch mit Ihnen, Ihr Vertrauen, Ihr unverbrüchlicher Glaube an seine treue Anhänglichkeit der Inbegriff seiner höchsten Erdenwünsche wären — könnten Sie eine solche Liebe zurückweisen?" — „Ich werde nie in diese Versuchung kommen, Vetter," stammelte ich.

„Sie irren, Franziska," fuhr er fort, „denn ich — ich liebe Sie!"

Ich fühlte mich so außerordentlich überrascht, daß ich nicht zu antworten vermochte.

„Es ist keine Knaben-, keine Jünglingsliebe, die ich für Sie empfinde, Franziska," fuhr er fort, „denn ich habe Sie geliebt seit dem ersten Augenblick, da ich Sie sah — geliebt wie ein Mann nur ein einziges Mal im Leben zu lieben vermag."

Ich hob die Augen zu seinem Antlitz empor.

„Ich kann Ihre Liebe nicht erwiedern, Vetter, und — glauben Sie mir – bin Ihrer auch nicht würdig."

„Meiner nicht würdig, Franziska?" antwortete er traurig; „ach, meine ganze Vergangenheit war so reich an Kummer und Gram, daß nur Ihre Nähe noch die trüben Erinnerungen daran zu bannen vermag. Meiner nicht würdig, Franziska! Ich blicke zu Ihnen empor wie der müde Wanderer in kalter Winternacht zum sanften Monde, der mitleidsvoll den rauhen Pfad erhellt."

„Ich bin Ihrer nicht würdig, Vetter," wiederholte ich mit mühsam erkämpfter Fassung, „bin Ihrer nicht werth und vermöchte Sie nicht glücklich zu machen, weil ich Ihre Liebe nicht erwiedern kann."

„O, glauben Sie mir, Sie würden es lernen, Franziska, meiner treuen Anhänglichkeit endlich ihren schönsten Lohn nicht versagen können," flüsterte Emil voll Innigkeit. „O, lassen Sie uns vereint nach Vergessenheit der trüben Vergangenheit ringen, vereint der Zukunft mit ihrem schmerzlindernden sanften Einfluß entgegenharren. Vergönnen Sie mir, Sie als die Gattin meines Herzens noch einmal in die Heimath Ihrer Kindheit zurückzuführen."

„Ich vermag es nicht, Vetter, schonen Sie meiner," bat ich, die Hand auf das ängstlich klopfende Herz pressend. „Ich empfinde die Zuneigung einer Verwandten, einer Freundin zu Ihnen, und möchte sie

stets erwiedert sehen, — doch ich bin entschlossen, mich nie wieder zu verheirathen."

„Ich werde des Gegenstandes niemals wieder erwähnen, Franziska," antwortete Emil, und seine bis dahin sanftbittende Stimme klang jetzt fest und ernst, während sein Auge fragend tief in das meine blickte; „nur um Eines will ich Sie noch bitten. Sagen Sie mir, lieben Sie einen Andern?"

Ich fühlte, daß sich mein Gesicht glühend röthete. „Sie haben kein Recht zu dieser Frage, Vetter, und ich verweigere Ihnen jede Antwort darauf," antwortete ich stolz und fremd.

Er verbeugte sich und setzte sich stumm wieder zu seiner Zeichnung nieder, mir aber drängten sich bei dem Gedanken, den einzigen Freund verletzt zu haben, den ich besaß, und ihn darüber vielleicht zu verlieren, die Thränen in die Augen.

„Lassen Sie uns die Unterredung von heute morgen vergessen und einander auch ferner bleiben, was wir uns bisher waren, Vetter," bat ich nach einer Pause leise.

„Es giebt Dinge der Unmöglichkeit, Franziska," sagte er emporblickend mit ruhiger Stimme, „Dinge, die man nicht einmal zu vergessen wünscht. Ein Verhältniß wie das bisherige wird in Zukunft nicht mehr zwischen uns bestehen können."

Ich verließ das Zimmer und begab mich die Treppe hinauf in dasjenige meiner Mutter.

„Vetter Emil hat mir seine Hand angetragen,“ sagte ich.

„O, wie innig mich das freut, Franziska,“ antwortete sie, mich mit einem Blicke freudiger Ueberraschung umarmend.

„Und ich habe sie ausgeschlagen,“ fuhr ich fort.

„Franziska!“ rief sie und der Ton ihrer Stimme klang so vorwurfsvoll, daß ich nicht emporzublicken wagte.

„Doch wenn ich ihn nun einmal nicht zu lieben vermag!“

„Nur Du allein hast über Deine Zukunft zu gebieten, Franziska,“ antwortete meine Mutter seufzend. „Meinem Gefühl nach aber ist diejenige beneidenswerth, die ein Mann wie Emil zur Gattin wählt.“

Ja, mein Vetter war in der That das Bild edler, schöner Männlichkeit. Hatte ich denn also Unrecht gehandelt, als ich ihn zurückgewiesen? Ich verwarf den Gedanken in demselben Augenblicke, da er in mir aufstieg.

Ich vermied es, noch einmal allein mit Emil zusammen zu treffen, der bis zum Abende jenes Tages in unserem Hause verweilte, und dann Abschied nahm, um nicht wiederzukehren.

Erst jetzt lernte ich empfinden, was er uns gewesen war, denn wir entbehrten ihn stündlich.

Auf's Neue kam der Winter mit seinen langen, langen Abenden heran, doch unsere Einsamkeit blieb ununterbrochen und mir brachte sie jetzt lebhaftere Erinnerungen an die traurigen Tage der Vergangenheit und trübere Bilder von verscherztem Lebensglück wie je zuvor.

Mein Piano blieb unberührt, des Zeichnens und Malens wurde nicht mehr gedacht, doch vermochte ich mich halbe Tage lang mit der Lectüre von Büchern zu beschäftigen, welche ich einst gemeinsam mit Emil gelesen, und fand eine wehmüthige Freude daran, einzelne Stellen in denselben zu bezeichnen.

So saß ich auch an einem kalten Januar-Morgen mit einem Buche neben meiner Mutter, welche das Auge flüchtig über die Seiten einer Zeitung hingleiten ließ und bald hier bald da eine der interessanteren oder auffälligeren Annoncen laut vorlas, als sie das Blatt so plötzlich in den Schooß sinken ließ, daß ich erstaunt emporblickte.

Sie war plötzlich sehr blaß geworden und ich sah, daß ihre Hand zitterte.

„Es ist nichts, nichts, Franziska,“ antwortete sie, „ein leichter Anfall von Unwohlsein.“

„Nein, nein, Mutter, ich muß selbst sehen, was Du dort gelesen!“ rief ich, die Hand nach der Zeitung ausstreckend, die sie mir erst nach einigem Widerstande überließ.

Mein Auge fiel auf den Namen Feldhausen.

Mich überkam ein plötzlicher Schwindel und ich mußte mich auf die Lehne meines Stuhles stützen, um mich aufrecht zu erhalten.

Es war die Vermählungsanzeige des Barons Gustav von Feldhausen mit Mathilde Hauser, was ich gelesen.

Dies Ehebündniß war mein Wunsch gewesen und ich hatte ihm meine letzte Hoffnung auf Erdenglück zum Opfer gebracht; und dennoch schmetterte mich jetzt die Verwirklichung dieses Wunsches fast zu Boden. Ich sank in meinen Stuhl zurück und brach, vom Gefühl namenlosen Elends überwältigt, in Thränen aus.

„So habe ich mich nicht getäuscht, Franziska, Du liebtest diesen Mann und er lohnte Dir durch Treulosigkeit," fragte meine Mutter.

„Nein, nein, Mutter, Du thust ihm Unrecht," antwortete ich, „er warb um meine Hand, doch ich verweigerte sie ihm, denn ich hätte eine Sünde begangen, da ich wußte, daß er bereits Mathilde Hauser's Verlobter war. Jetzt sind sie vermählt und ich wünsche ihnen von Herzen alles Erdenglück, nur seinen Namen, Mutter, seinen Namen darfst Du niemals wieder gegen mich erwähnen."

XI.

Der lange traurige Winter ging zu Ende und es gelang an einem lieblichen Maimorgen meiner Mutter mich zu einem Spaziergange zu überreden.

„Ich folge Dir sogleich, Mutter, nur muß ich zuvor diese Blumen, die ich gestern bestellt, in Vasen setzen und mit Wasser versorgen.“

Es war in der That ein herrlicher Tag und die warme Luft, welche mir entgegenströmte, als ich das Fenster öffnete, erweckte unwiderstehliche Sehnsucht nach der freien Natur in mir. Mir wurde, als sollte ich noch einmal am Arme meines Vaters in den Gefilden meiner Kindheit umherwandeln, denn ich athmete den süßen Duft spanischen Flieders und die Vögel feierten das Wiedererwachen der Natur mit ihren muntersten Liedern. Ich war eben im Begriffe, die letzte Vase mit Wasser zu füllen, und das Fenster zu schließen, als ich meine Mutter, welche mich erwartend langsam an der anderen Seite der Gasse auf und niedergeschritten war, in Begleitung eines Herrn, — meines Vetters Emil — auf unser Haus zukommen sah.

„Wie herzlich ich mich freue, Sie endlich einmal wiederzusehen, Vetter,“ rief ich, ihm die Hand reichend, als er in's Zimmer trat.

„Ich komme nur auf einen kurzen Besuch, Franziska,“ sagte er, „nur um Abschied zu nehmen.“

„Um Abschied zu nehmen?“ wiederholte ich.

„Um Abschied zu nehmen, Franziska. Ich gehe in's Ausland, vielleicht auf lange, vielleicht auch auf Nimmerwiederkehr, doch drängte es mich, Ihnen vorher noch einmal Lebewohl zu sagen.“

„Und weshalb denn überall in die Fremde gehen?“ fragte ich. „Weshalb eine Heimath verlassen, in welcher Ihnen doch“ — mir bebte die Stimme — „so manche treue Freunde leben?“

„Mein Entschluß steht fest, Franziska, denn Sie hatten nur zu sehr Recht, als Sie früher einmal die Aeußerung machten, ich würde mich auf dem Gute allzu einsam fühlen. Nein, ich gehe, um in der Fremde Vergessenheit — Zerstreuung, wenn Sie es so nennen wollen — zu suchen.“

Er trat mir ganz nahe und nahm meine beiden Hände in die seinigen.

„Es war selbstsüchtig von mir, Franziska, Sie an mein einsames, trübes Lebensloos fesseln zu wollen, doch ich weiß, Ihr sanftes Herz hat mir verziehen. Ich konnte, — kann ja noch nicht anders wie Sie lieben, und es bleibt mein höchster, theuerster Erdenwunsch, daß das Leben Ihnen mehr Freuden bieten möge, wie es mir beschieden.“

Er ließ meine Hände nach einem warmen Drucke derselben los und schritt der Thür zu, während ich stumm und unbeweglich stehen blieb.

„Ich konnte, kann ja noch nicht anders wie Sie lieben!“ klang es unnennbar weich in meinem Herzen wieder, und meine Lippen flüsterten die Worte fast willenlos nach.

„Ich sprach die Wahrheit, Franziska, und das verbürge Ihnen die Innigkeit meiner Gebete für

Ihr Glück!" rief Emil noch einmal zurückkommend und auf's Neue meine Hände ergreifend. „Und jetzt Lebewohl, vielleicht auf lange, vielleicht auf immer!"

„Ich wollte Sie blieben bei uns, Emil, oder nähmen mich mit sich," sagte ich, ihm die Hand auf den Arm legend.

„Ach, daß ich es dürfte, — daß Sie mich zu lieben vermöchten!" seufzte er traurig.

„Ich fühle, daß ich mit Ihnen glücklicher sein werde, wie ohne Sie, Emil," sagte ich herzlich; „genügt Ihnen das, so bin ich die Ihre."

„Es genügt mir, Franziska," rief er, mich mit einem langen, innigen Kusse in die Arme schließend, Du giebst mir Vaterland, Heimath und alle Freuden der Hoffnung zurück, und mein Herz, jede heitere Regung, sollen Dein eigen sein, bis zum Grabe."

Unserer in aller Stille gefeierten Vermählung folgte eine kurze Reise in die romantischen Gegenden Süddeutschlands und dann unsere Rückkehr nach der geliebten Heimath meiner Jugend, einst dem väterlichen, jetzt dem Gute meines Gatten.

Es war ein herrlicher Juni-Morgen, als wir die große Allee entlang fuhren. Der Wagen hielt und ich stand wieder auf dem Boden meiner glücklichen Kindheit. —

„Fühlst Du Dich hier unglücklich, Franziska?" fragte mein Gatte sanft, da er mich in Gedanken an die Vergangenheit verloren, um mich blicken sah.

„Unglücklich? Nein," antwortete ich, die Hand auf's Herz legend, „denn ich trage hier den Brief meines seligen Vaters und glaube an seine Verzeihung."

Emil führte mich in's Bibliothekzimmer, das ich in ganz unverändertem Zustande wiederfand, wie mein Vater es einst hinterlassen, nur daß dort mein in Berlin von meinem Gatten gemaltes Portrait hing.

„Ach, wenn Du wüßtest, Franziska, wie viele traurige, hoffnungslose Stunden, ich vor diesem Bilde verseufzt habe," flüsterte er.

Und so, so hatte er mich geliebt, während ich seiner fast vergessen? Um meine Rührung zu verbergen, trat ich zur Glasthür. Er folgte mir und führte mich durch die Veranda in den Garten hinab. In diesem Augenblicke erklang Glockengeläute vom Kirchthurme des Dorfes — unser Bewillkommnungsgruß in der Heimath.

Jahre sind seitdem dahin geschwunden und jeder Tag sagt mir auf's Neue, wie innig und unwandelbar mein ganzes Herz an meinem Gatten hängt, denn es giebt keine Sorge, keine Freude, die uns nicht gemeinsam wäre, und eben in dem Augenblicke, da ich dies schreibe, tritt Emil, mein kleines, plauderndes und lachendes Söhnchen auf dem starken Arme, in's Zimmer, um die erste Rosenknospe, die der schöne Mai unserm Garten geschenkt, auf meinen Schreibtisch niederzulegen.

Und welche Freuden bleiben mir dennoch auf dieser schönen Gotteswelt zu wünschen?

Meine Stiefmutter ist unsere Hausgenossin, besucht täglich das Grab meines Vaters und harrt in freudiger Gottergebenheit der Stunde entgegen, die sie jenseits wieder mit ihm vereinen soll.

Von dem Baron von Feldhausen und seiner Gattin hört man hier selten etwas. Sie leben im Auslande.

Vergeltung.

Von L. Du Bois.

Der alte Brandon war ein Mann, der Achtung vor seiner eigenen Stellung hatte, und dies oft und laut erklärte, — ein Mann aus der alten Schule, der sich grundsätzlich jeder Neuerung widersetzte und allgemein für einen sicheren Mann galt, weil er nicht von der vorherrschenden Reformirungssucht angesteckt worden war. Er prahlte mit seinen großen geschäftlichen Erfolgen und pflegte sich einen „selbstgemachten" reichen Mann zu nennen. Allein die Achse, um die sich sein ganzes, so erfolgreiches Leben gedreht hatte, war nur eine gewisse schlaue Selbstsucht gewesen. Obgleich von strengen moralischen Grundsätzen, nahm er doch keinen Anstand, jeden im Geschäfte sich darbietenden Vortheil zum Schaden Anderer zu benutzen. Er setzte seinen Namen auf öffentliche Subscriptionen zu wohlthätigen Zwecken, weil diese Art der Mildthätigkeit ihm billiger zu stehen kam, als stilles Wohlthun, und außerdem den Ruf seiner Thaten weiter verbreitete. War irgend einer seiner Freunde im Sinken begriffen, und es konnte für Brandon von Nutzen sein, ihm noch einen letzten Gnadenstoß zu

versetzen, so ließ er sich durch keine veralteten Ideen von Freundschaft und früheren Verbindlichkeiten abhalten, es zu thun. Wenn er dagegen einen Mann sah, der sich muthig durch Schwierigkeiten aller Art empor arbeitete, und von dem er mit Sicherheit voraussah, daß er in die Höhe kommen werde, so war er stets bereit, ihm mit heuchlerischem Wohlwollen die Hand zur Unterstützung zu reichen; und wenn Jener dann emporgestiegen war und sich vielleicht sogar über ihn erhoben hatte, so pflegte er lächelnd mit dem Finger auf ihn zu deuten und zu sagen: „Den habe ich gemacht!"

Seinen ältesten Sohn Carl erzog Brandon nach seinen Grundsätzen, und der Knabe nahm sie so bereitwillig an, als hätte er sie mit der Muttermilch eingesogen. Er war schlau und erkannte überall seinen Vortheil. Dagegen galt der jüngere Sohn Robert, obgleich keineswegs ohne natürliche Anlage und Geschicklichkeit, bei seinem Vater und Bruder für einen Dummkopf, und sie sagten es ihm in's Gesicht. Das Geld hatte für ihn keinen absoluten Werth. Konnte es einen stärkeren Beweis für seine Dummheit geben?

Seine Freunde waren in den Ateliers der Künstler zu finden, in deren Umgange er, ohne ausschweifend zu sein, glücklich lebte, aber wie ein verschwenderischer Sohn; denn sein vierteljährliches Einkommen gab er in der Regel in den ersten drei Wochen des Quartals aus, und existirte dann, — Niemand wußte recht

er mit leiser, trauriger Stimme, „aber es giebt Zeiten, wo wir an trüben Gedanken wehmüthige Freude finden.“

„Ich aber verbiete solche trübe Gedanken für heute Abend hiemit gänzlich,“ sagte meine Stiefmutter. „Lassen Sie uns von der Zukunft reden.“

„Ja wohl, lassen Sie uns von der Zukunft reden,“ sagte Emil, sich in seinem Sessel überlehnend, und gleichzeitig meine Mutter und mich anredend. „Ich habe eine Bitte an Sie Beide, welche aber die Zukunft angeht. Sie werden es sonderbar gefunden haben, daß ich Ihnen bisher nichts von dem eigentlichen Zwecke meiner Anwesenheit in Berlin, meiner Besuche hier bei Ihnen mittheilte. Ich habe eine Bitte an Sie, die einzigen Verwandten, die ich noch auf der Welt besitze, auf dem Herzen, und wenn Sie sie mir gewähren wollten, so würde das mehr zu meinem Glücke, meiner Zufriedenheit beitragen, als Sie ahnen können. Tante, Cousine Franziska, — ich bitte Sie, Ihre Wohnung auf's Neue auf unserem Gute zu nehmen, es ganz ebenso wie in früheren Zeiten als Ihre Heimath zu betrachten, es nie wieder zu verlassen.“

Meine Stiefmutter streckte dem Vetter gerührt die Hand entgegen und dankte ihm mit thränenvollen Blicken für das wahrhaft verwandtschaftliche Anerbieten, obgleich sie dasselbe nicht anzunehmen vermöge.

„Und Sie Cousine?“ wandte sich Emil zu mir.

„Ich könnte meine Mutter nie, nie verlassen."

Er erhob sich sichtlich getäuscht von seinem Sessel und maß das Zimmer ein paar Male mit unruhigen Schritten.

„Sie sind noch ein junger Mann, Neffe, müssen und werden sich verheirathen, eigene Familienbande knüpfen," sagte meine Stiefmutter, „unser Aufenthalt auf dem Gute müßte Ihnen früher oder später hinderlich werden. Nein, lassen Sie uns hier bleiben. Sie besitzen Vermögen und Stellung in der Welt — es liegt also ein Leben voll Glanz und Glück vor Ihnen."

„Vermögen, Stellung," murmelte er, während ein trübes Lächeln über sein Gesicht flog. „Das Vermögen kommt zu spät," fuhr er, nach kurzer Pause sich wieder in seinen Sessel niederlassend, mit trauriger Stimme fort. „Ich habe niemals zu einem lebenden Menschen von der Vergangenheit gesprochen. Doch Sie, Sie, Tante, Cousine, sollen meine Lebensgeschichte hören und mögen dann selbst urtheilen, ob Reichthum und Stellung im Leben die Macht üben können, mich jetzt noch zu beglücken."

„Mein Vater, einem gänzlich verarmten Nebenzweige der Familie entstammt, war Prediger, Inhaber einer so kümmerlich dotirten Pfarre, daß sein Leben in Wirklichkeit nichts war wie ein schwerer, hoffnungsloser Kampf mit dem Mißgeschick, denn es galt nicht nur die äußere Stellung zu bewahren, sondern auch ni

wie. Sein Vater hatte ihm deshalb eine gewisse Summe mit der Weisung ausgesetzt, sein Haus zu verlassen und sich so schnell, als er Lust habe, zu Grunde zu richten, aber ihn nie wieder zu belästigen, oder ein Mehreres von ihm zu erwarten.

Robert schüttelte fröhlich den Kopf, und ging dankbar davon Das väterliche Haus und die Gesellschaft seines Vaters waren drückend für ihn. Es war ihm, als wäre er einem Gefängnisse entronnen und als athmete er jetzt zum ersten Male freie Luft; aber er gab sich von nun an den Freuden des Lebens wie ein vorsichtiger Epikuräer hin, der, während er in den Genüssen des heutigen Tages schwelgt, auch an die Vergnügungen des folgenden denkt und sich vor Uebersättigung hütet. Sein Herz war vielleicht zu weich und sein Geist zu feinfühlend und gebildet, um einen ernsten Kampf mit dem Leben eingehen zu können; aber um so mehr war er geeignet, das wahre Glück des Lebens in seiner ganzen Tiefe und Reinheit zu empfinden. Carl begegnete seinem jüngern Bruder zuweilen, und pflegte ihn dann zu verhöhnen, ihm guten Rath zu ertheilen und ein klägliches Ende zu prophezeien; und Abends legte er sich mit dem schmeichelnden Bewußtsein nieder, daß er nicht so sei, wie jener träge und verschwenderische, das Geld nicht achtende Bruder mit dem warmen, arglosen und edelmüthigen Herzen. Ja, Carl kannte die bösen Wege der Welt bis in ihre geheimsten Verschlingungen, oder

er glaubte sie mindestens zu kennen, was ziemlich gleichbedeutend ist.

Im Hause des alten Brandon befand sich eine Nichte desselben, das blutarme Kind seiner früh verstorbenen Schwester. Ihr Name war Alice Dean. Sie saß an seinem Tische, nähte für ihn, besserte seine Wäsche aus, und machte sich in stiller und bescheidener Weise so nützlich als möglich. Brandon beachtete sie wenig; er sah sie nur als eine Maschine an und dachte nie daran, ob sie hübsch oder häßlich, geschickt oder ungeschickt, liebenswürdig oder nicht sei. Sechszehn Jahre lang war sie in seinem Hause gewesen und unmerklich vom Kinde zur Jungfrau herangewachsen.

Brandon kümmerte sich nicht um sie, und eben so wenig um Robert; denn er hatte niemals ein anderes Wesen lieb gehabt, als sich selbst und seinen ältesten Sohn Carl, oder vielleicht seine lange schon verstorbene Frau. Es war aber gerade um Alice Dean's willen, daß Carl sich über Robert's Entfernung aus dem Hause freute. Obgleich der alte Brandon durchaus blind dafür war, so hatten beide Brüder doch die Bemerkung gemacht, daß Alice außerordentlich schön, daß ihr ernstes blaues Auge reizend, und daß ihre Figur wie die einer Diana geformt sei.

Als Robert fort war, benutzte Carl jede Gelegenheit, um ihn in ihrer Gegenwart als einen ausschweifenden Menschen zu schildern und als einen Einfalts-

pinsel lächerlich zu machen; und da sie darauf niemals etwas zu seiner Vertheidigung erwiederte, so glaubte Carl, daß er bedeutende Fortschritte in ihrer Gunst gemacht habe.

Er erlangte die Erlaubniß seines Vaters, sie zu heirathen. Der Letztere dachte, daß sie, wenn sie auch kein Vermögen besitze, doch durch Sparsamkeit eines erwerben könne, da sie durchaus keine Neigung zur Putzsucht verrieth und gewohnt war, sich vom Morgen bis Abend mit häuslichen Arbeiten zu beschäftigen.

Carl verdoppelte seine Bemühungen, allein jedes Mal, wenn er Muth gesammelt hatte und auf dem Punkte war, seinen Heirathsantrag vorzubringen, hielt ihn etwas unbeschreiblich Eisiges in ihrem Wesen wieder ab. In soweit selbstsüchtige Menschen überhaupt lieben können, liebte Carl wirklich Alice, und ihre hartnäckige Blindheit gegen seine Neigung machte ihn fast wahnsinnig. Es war ihm nicht möglich, sie auch nur im Geringsten aus ihrer Unempfindlichkeit zu erwecken. Ihre stets klaren, kalten Augen begegneten den seinigen ganz ruhig, und ihre Wangen behielten immer dieselbe Farbe, ihre Stimme denselben ruhigen Ton, ohne daß seine Blicke, Worte und Aeußerungen die geringste Einwirkung darauf hatten.

Der alte Brandon lachte über seinen Sohn und meinte, Robert würde das Mädchen längst gewonnen und gefreit haben, während Carl noch immer vor ihr stehe und sie wie Weintrauben betrachte, die ihm zu

hoch hingen. Carl ärgerte sich, denn er fürchtete, daß sein Vater Recht habe, und daß Robert wirklich Alicens Günstling sei. Deshalb sammelte er endlich all' seinen Muth und rückte mit der Sprache heraus. Es war an einem schönem Juliabend, als Alice in dem öden Wohnzimmer saß und las. Durch das Fenster fielen einige Sonnenstrahlen, und als Carl sich ihr näherte, schien es ihm, als wenn sie erröthete. Allein diese Täuschung schwand bald, denn er überzeugte sich, daß es nur der Schein eines durch die rothen Fenstvorhänge fallenden Strahles war. Er fragte sie, was sie lese. Ohne aufzublicken nannte sie den Titel des Buches.

„Kannst Du nicht das Buch einen Augenblick bei Seite legen und mich anhören?" sagte er.

Sein Ton war so, als wollte er über gewisse häusliche Angelegenheiten reden, deren Besorgung ihr oblag.

Sie las bis zum Ende der angefangenen Seite, machte dann das Buch zu, blickte ihm gerade in's Gesicht und fragte:

„Nun?"

Carl stampfte ärgerlich mit dem Fuße, ging mehrere Male im Zimmer auf und ab, kam endlich zurück und stellte sich vor sie hin.

Ein schwaches, kaum bemerkbares Lächeln spielte um Alicen's Lippen, als sie fragte, was ihn beunruhige.

„Du bist es, — Du selbst, Alice! Weißt Du, daß ich Dich seit Monaten schon verehrt, angebetet habe?"

„Ich bin erstaunt, Vetter Carl! Ich dachte, Du wärest vernünftiger, — ich bin ja keine Göttin!" antwortete sie ganz ruhig und ohne die geringste Bewegung in ihrem Gesichte.

„Daß ich Dich geliebt habe!" wiederholte er von Neuem, heftig mit dem Fuße stampfend.

Die Augen des Mädchens senkten sich von seinem finsteren, leidenschaftlichen Gesichte bis auf seinen ungeduldigen Fuß hinab.

„Carl," versetzte sie mit ganz ernster Miene, „da ich dies nie wahrgenommen habe, so ist es gewiß das sicherste Zeichen, daß ich Dich nicht wieder liebe. Hättest Du es mir nicht gesagt, so würde ich es nie bemerkt haben. Vielleicht täuschest Du Dich nur."

„Ich täusche mich nur? Was meinst Du damit?"

„Gerade was ich sage, — weder mehr noch weniger."

„Ach, ich liebe Dich, Alice, und würde gern mein Leben für Dich hingeben!" fuhr Carl mit flehender Stimme fort.

„Das ist nur eine Redensart," entgegnete Alice. „Ueberdies weiß ich, daß Du es nicht thun würdest. Ich glaube nicht, daß Du irgend Etwas, wenn es auch von viel geringerem Werthe wäre, für mich hingäbest. Gestern kam ein Mann zu Dir, der dem Onkel eine kleine Summe Geldes schuldig ist. Ich

hörte Dich sagen, daß Du, wenn die Schuld nicht innerhalb dreier Tage bezahlt werde, gerichtlich gegen ihn verfahren würdest. Der Mann erwiederte mit Thränen, daß er nicht die Mittel besitze, daß er ein krankes Weib und viele Kinder habe, und dennoch wiederholtest Du Deine Drohung und schicktest ihn fort. Carl, Du hast Ueberfluß an Geld; wenn ich es jetzt zur Bedingung machte, — würdest Du die Schuld des Mannes bezahlen?"

„Unsinn, Alice, das sind Geschäfte, das verstehst Du nicht," war die theils verdrießliche, theils verlegene Antwort.

„Dann habe ich von der Gelegenheit, die mir hier geboten worden ist, einen schlechten Gebrauch gemacht, denn ich habe hier fast nie von etwas Anderem als von Geschäften sprechen gehört. Aber ich antworte Dir, Vetter Carl, Du verstehst von der Liebe nichts, und ich empfinde keine Liebe für Dich."

„Ach, Du denkst an Robert, an den bettelhaften, einfältigen Narren! Er kann Dich nicht so lieben wie ich, Alice; denn er ist ja ein leichtsinniger, verschwenderischer Mensch, der Dich nur unglücklich machen würde."

„Er ist besser als Du, Carl, ich schaudere nie vor dem Druck seiner Hand zurück."

„Schauderst Du denn vor der meinigen zurück?"

„Ja. Deine Gegenwart macht stets den Eindruck auf mich wie ein in der Luft schwebendes Gewitter,

das eben losbrechen will. Wenn ich Dich sprechen höre, so denke ich, das ist die Zunge, die Robert gern um seinen guten Namen bringen möchte. Wenn Du mir des Morgens die Hand giebst, so fällt mir dabei unwillkürlich ein, wie viele Wesen sie gestern unglücklich gemacht hat; und wenn Du lachst, so sage ich mir, — irgend eine arme Seele weint vielleicht in diesem Augenblicke über Deine Grausamkeit. Nein, Carl, ich liebe Dich nicht, und kann Dich nicht lieben."

Du giebst mir eine sehr bestimmte Antwort."

„Ja. Gestern Abend sagtest Du mir, ich solle stets in Allem, was ich thue, praktisch sein. Jetzt bin ich praktisch. Kann ich nun meine Geschichte weiter lesen?"

Er gab keine Antwort, und sie nahm deshalb das Buch wieder zur Hand.

Carl stand mit dem Rücken gegen das Fenster und blickte auf ihr schönes, ruhiges Gesicht hinab. Sie gefiel ihm in diesem Augenblick mehr als je. Ihre Vorwürfe verletzten ihn nicht im Geringsten; sie waren, seiner Meinung nach, nur schwach und weibisch, aber einem Herzen, wie dem ihrigen, natürlich, und er konnte darüber lachen.

„Alice," sagte er darauf höhnisch, „Du bist nichts weniger als praktisch; denn Du vergißt, daß Du ein armes, abhängiges Mädchen bist, und daß ein Wort von mir zu meinem Vater Dich morgen obdachlos machen würde."

„Es ist recht edel von Dir, Carl, daß Du mich daran erinnerst.“

„Aber es ist wahr. Bei mir würdest Du Rang, Geld, Gesellschaft, Alles haben, was Du wünschest. Ich bin reich; mein Vater ist reich und alt, — er kann nicht lange mehr leben. Ich würde mich auch dazu verstehen, an Robert einen Theil seines Erbantheils zurückzugeben, den er mit Recht durch seine Verschwendung verscherzt hat, wenn Du —“

„Carl,“ unterbrach sie ihn, „und wenn Du bis Mitternacht sprächest, so könntest Du eben so wenig meine Gesinnung ändern, wie Deine Natur sich ändern läßt. Du bist reich, und es giebt genug Frauen, die durch Geld zu erlangen sind. Was mich betrifft, so würde ich lieber die schwerste Arbeit verrichten und in Sackleinewand gekleidet gehen, als Deine Frau sein, — die sechs Monate lang verehrt und dann bis an ihr Lebensende vernachlässigt werden wird.“

„Du bist hart, Alice.“

„Gegen Dich, ja, — hart wie ein Mühlstein, und nicht nur das! Sei zufrieden, denn, könnte ich mich auch durch Deinen Reichthum verblenden lassen, so würde ich Dich dennoch hassen. Geh', Carl, Du und ich, wir haben nichts mit einander zu thun, — geh'!“

Endlich war sie dennoch warm geworden. Aus ihren ruhigen, blauen Augen blitzte ein dunkles, gefährliches Feuer; ihre Brust war nicht von Marmor, sie barg eine Gluth unter der Asche.

Carl faßte neuen Muth.

„Sie ist der Mühe werth, — sie kann doch noch mein werden, wenn ich nur den rechten Weg finde," dachte er, stellte sich, als wäre er durch ihre Worte sehr niedergeschlagen, und verließ langsam das Zimmer, um geraden Wegs zu seinem Vater zu gehen.

„Glaubst Du, Vater, daß Robert sie liebt? fragte er. „Ich sagte ihr, er thäte es nicht."

„Sie wußte es besser als Du, Carl, und lachte Dich als einen Lügner aus."

„Sie lachte keinen Augenblick," entgegnete der Sohn, indem er sich auf die Lippen biß und einen finsteren Blick auf seinen Vater warf. Er konnte nicht begreifen, daß Alice seinen Brnder liebte, den er haßte, und der bei weitem nicht so hübsch, reich und geachtet war, wie er selbst. Robert wurde allgemein geliebt, aber Carl geachtet, weil er eine Stellung, Geld und einen harten, berechnenden Kopf hatte. Der alte Brandon erkannte die Gedanken seines Sohnes.

„Du bist ein sonderbarer Mensch, Carl," sagte er lachend. „Wie schade, daß Alice Dir nicht gewogen ist, oder daß Du nicht Neigung zu einem anderen Mädchen hast. Als ich in Deinem Alter war, ließ ich mir nicht so leicht den Muth nehmen. Deine Mutter hatte mindestens fünfzigmal Nein gesagt, ehe sie Ja jagte."

„Alice ist anders. Du würdest mir nicht rathen,



es noch einmal bei ihr zu versuchen, wenn Du gehört hättest, wie sie mich vor zehn Minuten abgewiesen hat.“

„Ich will sie nicht im Hause behalten, wenn sie Dich ärgert, Carl. Sprich, und sie soll morgen zur Muhme Pilkington gehen. Nach einigen Monaten wird sie recht gern, selbst mit Dir, wieder zurückkommen.“

Carl's Gesicht erheiterte sich.

„Dort würde Robert sie nie finden,“ sagte er.

„Warum nicht? Wenn er sie liebt, würde er sie auch in der Unterwelt finden. Aber Du mußt ihm zuvorkommen, — mußt aufmerksam gegen sie sein, ihr schmeicheln. Mache ihr doch Geschenke! Mein Gott, ich will Dein Freiwerber sein, wenn Du es nicht verstehst. Ich möchte doch sehen, ob sie zum Onkel Brandon auch Nein sagen würde!“

„Thue es nicht, Vater, aber laß' Muhme Pilkington kommen und sie mitnehmen. Robert darf nichts davon wissen.“

Carl ging hinaus.

II.

Margarethe Pilkington war eine Frau, deren Knochen wie von Erz und deren Blut eisig war, — ein schleichendes, herzloses Weib, das nie eine gute That verrichtete, nie einen guten Gedanken hegte, und in ihren Zügen nichts als eine Mischung

pharisäischer Heuchelei und niedriger Selbstsucht ausdrückte. Sie war Brandon's Muhme, — sein weibliches Gegenstück, aber ohne die ihn zierende äußerliche Schönheit. Er war ein hübscher alter Mann, und sie abstoßend häßlich; allein in Gemüth und Gesinnungen waren sie ganz gleichartig. Margarethe Pilkington wohnte in Beckford, unweit London, in einem finsteren, massiven Gebäude, das eine Aussicht auf einen freien Platz und eine Reihe schlechter Hütten gewährte, welche ihr Eigenthum und vermiethet waren. Von dem Fenster ihres Wohnzimmers aus konnte sie alle ihre Miethsleute beaufsichtigen, die sie, wie ihre Dienstboten, mit rücksichtsloser Willkür beherrschte. Demselben Regimente wurde Alice unterworfen, sobald sie zu ihr kam. Vetter Brandon hatte ihr gesagt, daß das Mädchen eigensinnig und hartnäckig sei, und daß es nur zur Vernunft gebracht werden müsse, und Muhme Pilkington übernahm deshalb das Geschäft mit selbstgefälliger Bereitwilligkeit.

Hatte Alice Lust, am Ufer des Flusses spazieren zu gehen, so mußte sie zu Hause bleiben und zur Erholung Strümpfe stopfen. Blies dagegen der Nordwind, so erhielt sie den Befehl, ihrer Gesundheit halber, einen Spaziergang zu machen. Hatte sie Kopfschmerzen, so wurde es Verstellung genannt, und sie mußte aus irgend einem alten Gebetbuche vorlesen; war sie aber einmal bei einer sie interessirenden Lectüre begriffen, so wurde ihr befohlen, das Buch bei

Seite zu legen. Mit einem Worte, Muhme Pilkington verstand die Kunst, einem jeden Menschen störend und hinderlich zu sein, und zwar in einer so ruhigen, freundlichen Weise, daß man sich nicht einmal beschweren konnte. Ein einziges Mal hatte Alice ihr widersprochen, aber dadurch einen stundenlangen und so heftigen Sturm von Worten hervorgerufen, daß sie nie wieder eine ähnliche Uebertretung wagte. Sie durchschaute zwar die Verstellung der Muhme und verachtete sie, aber fügte sich dennoch den Gesetzen ihrer Gefangenschaft, so gut sie konnte.

Als Alice zehn Tage dort war, — lange genug, um einer solchen Behandlung müde zu werden, — kam Carl Brandon eines Morgens in der heitersten Laune nach Beckford. Er hatte eine glückliche Spekulation gemacht und sah dies als ein günstiges Vorzeichen für den Erfolg seiner Brautwerbung an. Alice empfing ihn herzlich; jede, auch die geringste Abwechslung in dieser traurigen Lebensweise war besser als keine.

„Nimm mich mit nach Hause, Carl," flüsterte sie ihm in dem früheren vertraulichen Tone zu, ohne an die Scene zu denken, die kurz vor ihrer Entfernung aus dem Hause zwischen ihr und ihm stattgefunden hatte.

Er schien darüber erfreut zu sein.

„Ist Dein Herz weicher gegen mich geworden, Alice?" fragte er in sanftem Tone.

Augenblicklich richtete sie sich stolz auf, sah ihm gerade in's Gesicht und sagte:

„So, also zur Strafe bin ich hierher geschickt worden? Gut, Carl, ich will lieber bis zum jüngsten Tage hier bleiben, als Dein Weib werden. Glaubtest Du, daß ich Dich nicht vorher hinreichend verabscheute, um auch noch zu Verfolgungen gegen mich Deine Zuflucht zu nehmen?"

Mit diesen Worten wandte sie sich von ihm, mit der Würde einer Königin, und ließ ihn mit dem Gefühle eines niedrigen, beschämten Menschen stehen. Jetzt hatte er nicht den Muth, ihr die schönen Geschenke anzubieten, die er für sie mitgebracht hatte, sondern behielt sie in der Tasche, und kehrte mit Gift und Galle im Herzen nach London zurück.

Margarethe Pilkington litt, wie sie sagte, häufig an Gesichtskrämpfen. Am nächsten Morgen bekam sie einen solchen Anfall, und nachdem sie mehrere Stunden lang in einer immer steigenden üblen Laune zugebracht hatte, zog sie sich endlich in ihr Schlafzimmer zurück und schloß sich ein.

Alice schöpfte aus tiefer Brust freien Athem, setzte sich den Hut auf und eilte an das Ufer des kleinen Stromes. Es war ein berühmter Forellenbach. Nichts war daher natürlicher, als daß sie bei einer Biegung des Baches in der Entfernung einen Mann angeln sah, und daß dieser Mann ihr Vetter Robert war. Eben so natürlich war es ferner, daß sie über diese

zufällige Begegnung beiderseits große Freude ausdrückten und dann durch die schattigen Wege des nahen Wäldchens wandelten und von allerlei Dingen sprachen, die nur für sie Interesse hatten.

„Ich hörte gestern," sagte Robert, „daß Du hier seiest und begab mich deshalb sogleich hierher. Weshalb haben sie Dich aus dem Hause fortgeschickt, meine liebe Alice?"

Alice erzählte ihm einen Theil dessen, was vorgefallen war, und den Rest errieth er.

„Mein Bruder ist ein arger Schelm, ich werde ihn nicht mehr als meinen Bruder ansehen!" rief er aus.

Alice wußte jedoch recht wohl, daß er auch mit seinem größten Feinde die letzte Brodrinde getheilt haben würde. Robert hatte kein Gedächtniß für Beleidigungen, und statt auf Carl's Liebe zu Alice eifersüchtig zu sein, hielt er sie für die natürlichste Sache von der Welt.

Robert besaß eine volle Stimme, aber er konnte sie auch bis zum leisesten Flüstern sinken lassen; und was er jetzt sagte, vermochten selbst die kleinen Vögel in den Baumgipfeln kaum zu hören.

„Habe mich lieb, Alice," flüsterte er, „und werde mein Weib. Ich habe Dich sechszehn Jahre lang geliebt, von dem Augenblicke an, als man Dich als ein scheues kleines Wesen, das kaum gehen konnte, zu uns brachte und zwischen mich und Carl setzte, damit wir Dich als Brüder lieben sollten."

Alice war nicht kokett, aber jetzt schwebte ein schalkhaftes Lächeln auf ihren Lippen, indem sie sagte:

„Und am folgenden Tage schlugt Ihr Euch darum, wer mich am meisten lieb hätte.“

„Ja, und ich besiegte Carl, antworte Alice, willst Du mich lieben?“

„Nun, ich glaube, Du hast durch Deine Treue eine Belohnung verdient,“ erwiederte sie lächelnd.

„Dann versprich mir, daß ich sie haben soll.“

Er streckte seine Hand aus und sie legte die ihrige hinein, und da kein anderer Zeuge gegenwärtig war, als der Waldbewohner, so ließ sie das Versprechen mit ihren sanften, warmen Lippen besiegeln.

Als sie sich trafen, war es kurz nach der Mittagsstunde, und als sie sich wieder trennten, begann es schon zu dämmern.

Alice eilte nach dem Hause der Muhme Pilkington zurück, während sie sich auf alle Ausbrüche der übelsten Laune gefaßt machte, und Robert kehrte nicht minder glücklich heim. Ehe sie schieden, bat Letzterer noch um die Erlaubniß, die grimmige Muhme in ihrem eigenen Hause aufsuchen und mit ihr reden zu dürfen, allein Alice wollte dies um keinen Preis zugeben. Er versprach ihr deshalb, am nächsten Tage wieder von Morgen bis Abend an derselben Stelle zu sein, wogegen sie zu verstehen gab, daß sie im Laufe des Tages vielleicht auch einen Ausflug dahin machen werde.

Als Alice in das puritanische kleine Wohnzimmer der Muhme trat, nahm sich ihre Erscheinung so abstechend dagegen aus, wie ungefähr das Bild einer Hebe in einem Keller. Auf Wangen und Lippen blühten Rosen, schöner als jemals im Garten, und aus ihren Augen leuchtete der Schein von Amor's Fackel.

Ihre Beschützerin saß auf dem Sopha, das Gesicht in Flanell gewickelt, und mit der finstersten Miene. Sie empfing Alice mit einer Flut von Scheltworten.

„Du bist am Forellenbache gewesen," sagte sie zornig. „Gestern Carl, heute Robert; morgen wirst Du geraden Weges zu Deinem Onkel zurückkehren."

Alice erröthete im Bewußtsein ihrer Schuld und bat bleiben zu dürfen.

„Es gefällt mir hier auf dem Lande," sagte sie, „Beckford ist so schön. Laßt mich bleiben, Muhme Margareth; es ist hier viel hübscher als in London."

„Ohne Zweifel, aber mit Robert Brandon und mit dem Birkenwald in der Nähe, nicht wahr?" schnaubte Mistreß Pilkington sie an. „Du bist ein undankbares Geschöpf! Doch weiß ich nicht, wohin Du fahren wirst, wenn Du stirbst. Hat Onkel Brandon nicht wie ein Vater an Dir gehandelt?"

„Nein."

„Nein?" Was meinst Du?" Hat er Dich nicht ernährt, gekleidet, Dir sechszehn Jahre lang ein Obdach gegeben und Dich erzogen?"

„Robert hat mich Alles gelehrt, was ich weiß."

„Und nun muß die Schülerin ihre Dankbarkeit dadurch beweisen, daß sie den Lehrer liebt? Nicht wahr?"

„Allerdings."

„Aber der junge Mann wird durch Dich, Närrin, Alles verlieren."

„Alles verlieren?"

„Wenn Du Carl heirathetest, so würde er den Vater mit Robert versöhnen, und der Verschwender würde nach dem Tode des Vaters sein Erbtheil erhalten. Wenn Du aber Robert heirathest, so bekommt er keinen Schilling. Ihr könnt Beide verhungern, und Du wirst sehen, daß die Liebe zum Fenster hinausfliegt, sobald die Armuth zur Thür herein tritt."

Alice beachtete jedoch diese Warnungen nicht.

„Wir werden nur wenig bedürfen, und so viel können wir leicht erwerben," antwortete sie ruhig.

Die Muhme lachte auf die ihr eigene widerliche Weise.

„Wenn es auch in meiner Macht stände," sagte sie, „so würde ich Dich dennoch von Deinem Vorsatz nicht abhalten. Was geschehen soll, geschieht, wenn ich auch noch so viel darüber rede; aber ich will mich deshalb nicht mit Vetter Brandon veruneinigen. Gehe und packe Deine Sachen, morgen früh verläßt Du mein Haus."

Muhme Pilkington duldete keinen Widerspruch und

Alice begab sich deshalb schweigend und gehorsam in ihre Kammer.

III.

Ungefähr drei Wochen nach ihrer Zusammenkunft am Forellenbache erschienen Robert und Alice beim alten Brandon, als dieser mit Carl beim Frühstück saß.

„Vater, wir sind verheirathet,“ sagte Robert, mit seinem Weibe an der Hand, fest und ernst vor ihn hin tretend.

„O, in der That, verheirathet?“ wiederholte der alte Mann.

Carl's Gesicht war während der letzten abschlägigen Antwort stets finster und mürrisch gewesen, und die eben vernommene Neuigkeit trug nicht dazu bei, es aufzuheitern. Muhme Pilkington hatte es nämlich nicht für nöthig erachtet, dem alten Brandon anzuzeigen, daß der ihrer Sorgfalt anvertraute Schützling ihre Wachsamkeit getäuscht habe und eines Morgens verschwunden sei. Robert hatte daher das Glück, diese Nachricht seinen Angehörigen zuerst mitzutheilen. Der Vater empfing sie zwar ohne Ueberraschung und Unwillen, und blieb dabei ganz kalt; allein, wer den alten Brandon kannte, fürchtete diese Kälte, denn sie weissagte in der Regel nichts Gutes.

„Onkel, sei nicht um meinetwillen böse mit Robert,“ bat Alice mit sanfter Stimme, da sie die drohende Gefahr in seinem Gesicht erkannte.

„Böse? Ich bin nie böse. Setze Dich, meine Tochter! Robert, trinke eine Tasse Kaffee! Carl, Du schenkst wohl Deinem Bruder ein?“ sagte der Greis mit seinem heuchlerischen Lächeln, indem er einen besonderen Nachdruck auf Alicens veränderte Stellung als nunmehrige Tochter legte. Früher hatte er sie immer nur „Nichte,“ nie aber bei ihrem Namen genannt, welcher zugleich der seiner verstorbenen Frau gewesen war.

Robert, der nicht den entferntesten Verdacht gegen die Aufrichtigkeit seines Vaters hegte und sich von der Freundlichkeit desselben verleiten ließ, legte die bisher beobachtete kalte Zurückhaltung ab und ließ sich mit ihm in ein Gespräch über seine Absichten und Pläne ein.

„Wo hast Du denn Dein Zelt aufgeschlagen, Robert? Wo wirst Du wohnen? Natürlich, Du fängst jetzt einen eigenen Haushalt an, nicht wahr?“ fragte der Vater mit ganz ernster Miene.

„Allerdings,“ erwiederte der Sohn arglos und heiter. „Können Sie mir vielleicht eine Wohnung empfehlen?“

„Nun, da ist ein sehr schönes Haus in Howard Street zu vermiethen; zu klein würde es wohl nicht für Dich sein. Der Graf Digby hat längere Zeit darin gewohnt, und der Miethzins beträgt ungefähr vierhundert Pfund. Hier meine Liebe, hast Du einen kleinen Beitrag zu Deinen Haushaltungskosten,“ sagte der Greis, an Alice gewendet, indem er ihr mit sehr

gnädiger Freundlichkeit eine Fünfpfundnote überreichte, die er während der letzten Worte prahlerisch aus seiner Brieftasche hervorgezogen hatte.

Carl schien sich innerlich über die bittere Ironie seines Vaters zu freuen, aber wandte kein Auge von der in seiner Hand befindlichen Zeitung ab, ausgenommen in dem Momente, als der alte Brandon seiner Schwiegertochter die Banknote überreichte. Es gelang ihm jedoch nicht, den Betrag zu erkennen, und er war deshalb besorgt, daß sein Vater beim Anblicke des von Freude strahlenden Gesichtes seines jüngeren Bruders einen Anfall von Großmuth bekommen habe. Robert, der sich in derselben Ungewißheit rücksichtlich des Betrages der Note befand, dankte dem Vater in herzlichen Ausdrücken; allein Alice war verlegen und fühlte sich sehr erleichtert, als die Uhr zehn schlug und Beide, der alte Brandon und Carl, aufstanden, um in das Comptoir zu gehen.

„Laß' mich wissen, Robert, wo Du Deine Wohnung nehmen wirst, damit wir Dich von Zeit zu Zeit besuchen können; Du weißt, ich liebe keine Uneinigkeiten in der Familie. Also, guten Morgen!" sagte der alte Brandon, indem er Robert und Alice mit flüchtigem Händedrucke zum Zimmer hinausdrängte.

Carl nickte seinem Bruder kalt zu, ließ Alice ganz unbeachtet, und eilte so schnell aus dem Zimmer, als wenn ihn die wichtigsten Geschäfte riefen.

Als Beide einige Schritte vom Hause entfernt waren, flüsterte Alice:

„Es war nur eine Fünfpfundnote, Robert.“

Letzerer schien einen Augenblick überrascht zu sein, aber brach dann in ein herzliches Lachen aus.

„Wir konnten nichts Besseres erwarten,“ sagte er. „Es thut nichts. Alice; ich werde mich als Photograph oder als Portraitmaler etabliren. Komm', laß' uns das kleine Haus in Augenschein nehmen, das gestern in der Zeitung angekündigt war; es paßt gerade für unsere Verhältnisse.“

„Ich werde dort so glücklich sein wie eine Königin,“ versetzte Alice so heiter, als wenn ihr so eben eine schwere Last vom Herzen abgenommen worden wäre; denn sie freute sich in der That, daß ihr nahes eheliches Glück nicht durch Abhängigkeit vom Onkel gestört werden sollte. Arm, aber befreit von seinem Drucke sein, war ihr lieber als eine üppige Sclaverei.

Das fragliche Häuschen lag entfernt genug von London, um ein ländliches Aussehen zu haben. Es war ein altes Gebäude und lag innerhalb eines kleinen Gartens, der von den angrenzenden Feldern und der vorüber laufenden Landstraße durch eine dichte Hecke getrennt wurde. Das Portal war so mit Epheu überwachsen, daß es fast wie ein riesiger Bienenstock aussah; die Fenster waren spitz, und die Zimmer erwas niedrig und unbequem, allein Alicens Phantasie fand bald die Mittel, sie zu verschönern.

Das Wohnzimmer, sagte sie, solle eine blaßgrüne Tapete bekommen, einen rothen Fußteppich und Vorhänge von derselben Farbe. Dort sollten auch Roberts Bücher stehen, deren er eine große Anzahl hatte, nebst dem Piano; und die kleinen Marmorstatuen, die er ihr geschenkt hatte, so wie die hübsche Stutzuhr, sollten den Kamin verzieren.

„Es wird reizend sein!“ rief das junge Weib. „Wenn wir auch noch zwanzig Häuser ansehen, so können wir keines finden, das so ganz passend für uns ist wie dieses.“

Robert stieß sich zwar zweimal an den Kopf, als er durch die niedrigen Zimmerthüren ging, allein dies gab Alice Gelegenheit, auf die Zehen zu treten und seine verdrießliche Miene hinweg zu küssen und ihm zuzuflüstern, was für ein reizendes kleines Paradies aus dem Hause machen wollte. Es wurde also gemiethet und ausmöblirt, und Robert und sein junges Weib nahmen Besitz davon, während noch der erste, süße Liebestraum sie umfing.

Während der nächsten sechs Monate folgte ein müßiges, sorgloses, durch nichts gestörtes Leben. Als die Spaziergänge an den Sommerabenden aufhörten und der Herbst mit seinen längeren Abendstunden kam, pflegte Robert aus irgend einem neuen Buche vorzulesen, während Alice mit Nähen beschäftigt war, so daß die kleine grün und rothe Wohnstube in der That ein seltenes Bild häuslichen Glückes war.

Eines Abends sagte Robert, sein Buch niederlegend:

„Ich hätte es bald vergessen, Alice; mein halbjährlicher Wechsel ist schon längst fällig. Das ist das erste Mal, daß ich den Zahlungstag unbeachtet habe vorüber gehen lassen. Morgen will ich zu dem Bankier gehen."

Alice, die gerade mit der Anfertigung einer kleinen Kindermütze beschäftigt war, bemerkte lächelnd, daß es ihr sehr angenehm sein werde, da ihre Wirthschaftskasse sich schon seit vierzehn Tagen einer tiefen Ebbe zuneige.

Am folgenden Tage ging Robert nach der Stadt, und begab sich zu dem Bankier seines Vaters. Derselbe empfing ihn mit steifer Höflichkeit und sagte, daß er von seinem geschätzten Freunde, Mr. Brandon sen., keine Anweisung zur Zahlung erhalten und im Gegentheil gehört habe, daß der dem Sohne bisher ausgesetzte Jahresgehalt mit dem Tage der Verheirathung desselben aufhöre.

In unaussprechlicher Bestürzung kehrte Robert nach Hause zurück und erzählte seiner Frau, welchen Erfolg der Weg gehabt habe.

Sie erschrak.

„So haben wir also gar kein Einkommen mehr?" sagte sie. „Und selbst diese Möbel sind noch nicht bezahlt! Mein Gott, was sollen wir thun, Robert?"

Der arme Mann ging mit niedergeschlagener

Miene im Zimmer auf und ab, wie Jemand, der sich plötzlich von allen Hülfsquellen entblößt sieht. Mit etwas unsicherem Tone sagte er endlich:

„Ich will es mit der Photographie versuchen; jeder Mensch sieht ja gern sein eigenes Bild.

„Aber wer wird so weit bis hierher zu uns heraus kommen, um sich aufnehmen zu lassen?" bemerkte die junge Frau, indem sie sich kummervoll in dem hübschen Zimmer umschaute.

„Natürlich Niemand, mein Herz," versetzte Robert; „aber höre nur. Ich habe einen Plan im Kopfe, den Du mir vervollständigen helfen sollst. In der Stadt muß ich ein passendes Local miethen, und kann des Morgens mit dem Omnibus hinein und Abends wieder heraus fahren."

„Nein, nein, Robert!" rief Alice. „Dann wärest Du den ganzen Tag entfernt von mir, und das könnte ich nicht ertragen. Du mußt eine Wohnung miethen, wo wir beisammen sein können."

Robert küßte sie.

„So wäre es mir auch am liebsten," sagte er. „Aber schade ist es doch, daß wir unser hübsches Haus verlassen sollen."

„Aber wir müssen, Robert!" erwiederte Alice ganz ruhig.

Der Umzug wurde also bewirkt, und zwar nicht ohne Bedauern von Seiten Beider. Der Stadttheil, in welchem ihre neue Wohnung lag, war den ganzen

Tag von einem unaufhörlichen Gewühl geschäftiger Menschen erfüllt. An der Thür des Hauses wurde deshalb ein Metallschild befestigt, welches allen Vorübergehenden ankündigte, daß ein photographischer Künstler seine Wohnnng hier aufgeschlagen habe, und neben demselben wurde ein Glaskasten angebracht, der eine Anzahl photographischer Portraits zur Schau stellte.

Alice konnte von ihrem Sitze am Fenster aus genau beobachten, wie die Leute stehen blieben, um die Bilder zu betrachten. Sie wartete ungeduldig auf eintretende Kunden, allein diese schienen keine große Eile zu haben. Nur seine Freunde kamen in großer Anzahl, verrauchten seine Cigarren, und ließen sich mehr als einmal unentgeldlich aufnehmen, was ihm natürlich nichts einbrachte.

Die erste Guinee, die er in seinem Geschäfte einnahm, empfing er von seinem Vater, welcher zu ihm kam, um sich gegen Bezahlung, wie jeder Andere portraitiren zu lassen. Der alte Mann that, als wenn er glaubte, daß sein Sohn glänzende Geschäfte mache.

„Da standen ja die Menschen haufenweise vor Deiner Thür, als ich herein kam,“ sagte er; „sie warten wahrscheinlich, bis Du Zeit hast, sie eintreten zu lassen.“

„Leider nicht,“ entgegnete Robert mit Lachen. „Sie, Vater, sind in der That mein erster Kunde.“

„Aber Du hast doch schon einen hübschen Anfang gemacht? Es sieht ja ganz anständig bei Dir aus, und das ist immer die Hauptsache in der Welt. Alice ist gewiß auch eine tüchtige Hausfrau, nicht wahr? Ja, ja, ich habe sie in meinem Hause stets an Sparsamkeit gewöhnt. Was macht sie denn?“

„Sie ist nicht ganz wohl. Wollen Sie nicht in ihr Zimmer gehen und sie einen Augenblick sehen?“

Der alte Brandon stattete also seiner Schwiegertochter einen Besuch ab, unterhielt sich mit ihr zehn Minuten lang auf ächt väterliche Weise, sprach von der Ehre, die sie ihm bereitete, Großvater zu werden, rieth ihr, sich wohl in Acht zu nehmen, und ging endlich mit dem freundlichsten Abschiedsgruße fort, ohne daß sein Sohn Zeit oder Muth fand, der Entziehung des ihm früher ausgesetzten Jahrgeldes und der daraus für ihn entspringenden Verlegenheiten zu erwähnen. Der Alte ahnte recht wohl, was der arme Robert auf dem Herzen hatte, aber er ließ ihn nicht dazu kommen, es auszusprechen. Um des äußeren Anstandes willen mochte er in keinen offenen Streit mit seinem Sohne gerathen, allein sein Herz war so sehr erbittert, daß es ihm Vergnügen gemacht haben würde, Robert Hunger leiden zu sehen.

IV.

Vier Monate waren verflossen, und im Laufe der trüben Wintertage gab Alice einem Sohne das Leben.

Mangel hatte sich schon vorher in Robert's Haushalt eingestellt, denn das photographische Geschäft ging nicht und brachte ihm höchstens dann und wann eine Guinee ein! Allein dessen ungeachtet bewahrte das junge Ehepaar die bisherige Heiterkeit.

Endlich beschloß Robert, sich an seinen Vater zu wenden und um Fortzahlung des früher ausgesetzten Jahrgeldes zu bitten. In dieser Absicht ging er eines Morgens nach dem Comptoir des Letzteren. Carl war dort und empfing ihn mit verächtlicher Förmlichkeit. Als jedoch Robert mit seiner Bitte herausrückte und der Vater nicht ganz abgeneigt schien, trat Carl mit Hohn und Drohungen dazwischen, wodurch ein Streit entstand, in Folge dessen der jüngere Sohn die Weisung erhielt, sich nicht wieder vor seinem Vater sehen zu lassen.

Am Abende desselben Tages saß der alte Brandon mit seinem Sohne länger als gewöhnlich beim Wein. Nicht daß sie viel getrunken hätten; im Gegentheil, Beide waren sehr enthaltsam; aber Jeder hatte seine eigenen Gedanken. Der Vater war durch die Scene im Comptoir heftig ergriffen worden, und in seinem Gesichte drückten sich Angst und Unruhe aus, während seine Hand zu wiederholten Malen unwillkürlich nach dem Kopfe fuhr.

Carl schien jedoch von diesem Zustande seines Vaters nichts zu bemerken. Endlich stand der alte Mann auf, und ging mit unsicheren Schritten nach

dem Kamine, an den er sich lehnte. Der Ton seiner folgenden Worte war langsam und undeutlich, und augenscheinlich ging etwas Ungewöhnliches in ihm vor.

„Wir hätten ihm die erbärmlichen dreihundert Pfund lassen können," sagte er mit ängstlicher, fast bittender Stimme.

Carl verzog höhnisch die Lippen, aber antwortete nicht.

Der Alte fuhr in demselben Tone fort:

„Ich werde meinem Bankier sagen lassen, er soll sie ihm zahlen. Der Junge schien heut sehr niedergeschlagen zu sein, — und Alice krank, — und dazu noch das Kind! Sollte Marston wohl noch im Comptoir sein?"

Carl sprang auf. Marston war seines Vaters Buchhalter und von jeher Roberts Freund gewesen.

„Warten Sie bis morgen, Vater," sagte Carl kurz; „morgen werden Sie anders darüber denken."

Der alte Brandon that einige Schritte, streckte seine Hand aus, wollte etwas sagen, und fiel, vom Schlage getroffen, zu Boden.

Eine Viertelstunde später kam ein Bote athemlos nach Roberts Haus gelaufen und zog heftig die Glocke.

Für photographische Geschäfte war es schon zu spät, allein Robert ging dennoch hinunter, um zu sehen, was verlangt werde, und hörte, daß sein Vater einen Schlaganfall gehabt habe, und daß derselbe dringend nach ihm verlange und wahrscheinlich die Nacht nicht überleben werde.

Nachdem er seiner Frau gesagt, das sie nicht auf ihn warten solle, da er möglicher Weise die ganze Nacht ausbleiben könne, begab er sich mit dem Boten eiligst nach dem Hause seines Vaters.

Als er eintrat, befanden sich Carl, der Buchhalter Marston, ein Arzt und die Haushälterin im Zimmer. Der Kranke machte gewaltsame Anstrengungen, um zu sprechen, aber konnte kein deutliches Wort hervorbringen. Dieser Zustand dauerte einige Zeit; dann schien völlige Ohnmacht einzutreten.

Robert hielt seine schwache, kraftlose Hand und weinte so sehr, als wenn sein Vater ihm das gewesen wäre, was er seinem Bruder Carl gewesen war, während Letzterer ganz kalt, ohne die geringste innere Bewegung zu verrathen, dabei stand. Marston und die Haushälterin schienen auch heftig ergriffen zu sein. Der Arzt versuchte alle in solchen Fällen üblichen Mittel ohne Erfolg, und erklärte endlich, daß er für jetzt nichts weiter thun könne, aber daß der Kranke, wenn er wieder zur Besinnung komme, von einer so eben verschriebenen Arzenei einige Tropfen, mit Wasser vermischt, einnehmen solle. Nachdem er noch einmal ausdrücklich wiederholt hatte, ihm nur eine gewisse geringe Anzahl von Tropfen zu reichen, verließ er das Krankenzimmer, wahrscheinlich mit der Ueberzeugung, daß der Patient den nächsten Morgen nicht erleben werde.

Da der alte Mann in einen Zustand von Be-

täubung gefallen war, der von anhaltender Dauer sein konnte, so eilte Robert nach Hause, um seine Frau zu beruhigen, und versprach, in einigen Stunden wieder zu kommen. Marston hatte sich in einem Nebengemache auch niedergelegt, und die Haushälterin war ebenfalls zu Bett gegangen. Carl blieb also allein im Zimmer zurück und nahm seinen Platz am Bett, um zu wachen. Es war das erste Mal, daß er sich in einer solchen Lage befand und ein solches Amt zu verrichten hatte. Die im Hause herrschende nächtliche Stille preßte seine Brust zusammen wie Alpdrücken. Gute Gedanken hatte dieser Mensch nie, aber eine geheime, eisige Furcht beschlich ihn zuweilen in einsamen Stunden. Sie kam auch jetzt. Er stand auf und zog den Fenstervorhang bei Seite. Außerhalb war helles Sternenlicht, und im Zimmer brannte eine trübe Schirmlampe. Auf dem Kaminsims standen verschiedene Arzeneiflaschen, theils ganz leer, theils halb, und unter ihnen auch die zuletzt verschriebene noch ungebrauchte Medicin. Es befand sich eine deutlich geschriebene Gebrauchsanweisung an derselben. Carl's Auge fiel darauf, las sie, — schweifte dann ab, kehrte scheu und langsam wieder dahin zurück, als fürchtete er sich vor dem Gedanken, den sie erweckte. Dann richtete er den Blick auf das alte, graue Haupt, das hinter dem Bettvorhange lag. Ein eisiger Frost schüttelte ihn. Er ging an die Thür des Zimmers, in welchem Marston schlief, legte seine

Hand auf den Griff, aber zog sie unschlüssig wieder zurück. In diesem Augenblicke rief ihn ein leises Stöhnen an das Bett seines Vaters, welcher erwacht war und sich wieder, wie vorher, zu sprechen bemühte. Carl legte sein Ohr dicht an den Mund des Kranken und vernahm einige unzusammenhängende Worte, wie: „Robert — Frau — mein Testament — Marston — gleich — gleich!“ Der Sterbende schien eine qualvolle Angst auszustehen.

Einen Augenblick lang blieb Carl vor ihm stehen und betrachtete die schmerzhaften Verzerrungen des Gesichts. Dann ergriff er ein Weinglas, füllte es halb mit Wasser und goß einen Theil der zuletzt verschriebenen Arzenei hinein. Einmal stockte seine Hand, aber schnell goß er weiter, bis das Glas gefüllt war, und setzte es an die Lippen des alten Mannes. Der Kranke leerte es und legte sich, vom Arme seines Sohnes gestützt, auf das Kissen zurück. Einige Augenblicke später zog Carl langsam seinen Arm unter ihm fort, trat an das Fenster und schaute mit geisterbleichem Gesicht nach dem gestirnten Himmel.

Als Robert einige Stunden später wieder kam, begegnete ihm sein Bruder in der Thür mit der Nachricht, daß der Vater einen zweiten Schlaganfall bekommen habe und gestorben sei.

V.

Das Begräbniß des alten Brandon war vorüber, die Fensterläden wurden wieder geöffnet und die Vor=

hänge aufgezogen. Carl befand sich allein im Hause, jetzt in seinem Hause, und die Dienstboten in der Küche sprachen von des „Herrn Vater“, von dem „alten Herrn“, der an demselben Morgen so pomphaft bestattet worden war. Der von ihm im Leben bewiesenen Scheinheiligkeit getreu, enthielt das Testament des Verstorbenen viele kleine Legate zu wohlthätigen Zwecken; die Hauptmasse des Vermögens ging jedoch auf den Lieblingssohn Carl über, und Robert erhielt — nicht einen Schilling. Obgleich bitter getäuscht, machte Letzterer dennoch weder dem Andenken seines Vaters Vorwürfe, noch beklagte er sich über die Habsucht seines Bruders. Alles, was er sagte, war: „Wenn er leben geblieben wäre, so würde er sein Testament geändert haben; denn als wir das letzte Mal mit einander sprachen, war er geneigt, mir zu vergeben, und würde es gethan haben, wenn Du, Carl, nicht dazwischen getreten wärest — das weißt Du.“

Carl wußte das allerdings, und da er nicht geneigt war, das Gegentheil zu versichern, so schieden beide Brüder ziemlich kalt von einander, bald nachdem sich die übrigen Leichengäste zerstreut hatten.

Der Tag verstrich langsam. Endlich kam die Essenszeit heran, und Carl setzte sich zum einsamen Mahl nieder, wobei der alte weißköpfige Hausmeister, der dem alten Brandon seit dessen Verheirathung gedient hatte, hinter seinem Stuhle stand, und ein anderer Diener aufwartete. Es war nicht Prunksucht, wes-

halb Carl sich auf diese Weise bedienen ließ, sondern weil er sich scheute, allein zu sein. Er dehnte das Mahl so lange wie möglich aus, aber endlich war es dennoch vorüber; der Tisch mit den Weinflaschen wurde an den Kamin gestellt, und die Dienstboten entfernten sich. Er holte tief Athem, als wollte er eine Last von seiner Brust abschütteln, rührte das Kaminfeuer auf, bis das ganze Zimmer hell erleuchtet war, und ließ sich dann am Heerde nieder, dessen Herr er jetzt war.

Lange hatte er sich danach gesehnt, Pläne entworfen, was er thun würde, wenn dieses Ziel erreicht wäre, und darüber nachgedacht, wie geachtet und mächtig er alsdann sein werde. Deutlich erinerte er sich dieser Pläne, allein jetzt erschienen sie ihm so leer und reizlos, wie die auf dem Roste liegende Asche. Ruhelos wandte er sich in seinem Lehnstuhle von einer Seite zur anderen, und sein sonst so kaltes, gelassenes Gesicht, das jetzt von einer graubleichen Farbe überzogen war, hatte einen so entsetzlichen Blick, daß die Dienstboten, als sie frische Kohlen in das Zimmer brachten, davor erschraken und in der Küche davon erzählten.

Ganz gegen seine Gewohnheit trank er ein Glas nach dem andern, und stand dann auf und ging schweren Trittes durch das Zimmer, als wollte er absichtlich durch den Schall seiner eigenen Fußtritte die grabesähnliche Stille des Zimmers stören.

Plötzlich stand er in der Mitte des Zimmers still, und seine Blicke hafteten auf dem großen Spiegel über dem Kamine. Es war ihm, als sähe er in der Tiefe desselben das Bett mit den schweren rothen Vorhängen, in welchem sein Vater starb, und als stände zwischen demselben und dem Lichte eine Figur, ihm selbst ähnlich, die aus einem Fläschchen irgend eine Flüssigkeit in ein Glas Wasser goß. Allein es schwebte ein trüber, düsterer Schein über dem Spiegel, so daß alle Gegenstände darin nur schattenartig hervortraten und allmälig ganz verschwanden, worauf er nur sein eigenes bleiches Gesicht darin gewahrte.

„Es ist nichts als eine Täuschung!" sagte er laut, aber alle seine Glieder bebten, und das Herz schlug ihm wie ein Hammer. Er schellte, und als der Diener erschien, hielt er ihn im Gespräche über ganz gleichgültige Dinge so lange fest, daß jener sich endlich darüber zu wundern begann, was mit seinem Herrn vorgegangen sei, und ihn fragte, ob er vielleicht seinen Bruder zu sehen wünsche.

„Nein, ihn nicht," lautete die Antwort. „Laß' morgen den Spiegel abnehmen; ich will ein Gemälde dort aufstellen. Das ist Alles. Du kannst gehen, aber sage Blundel, ich wolle mit ihm sprechen."

Blundel, der grauhaarige Hausmeister, kam und stand mehrere Minuten lang in der offenen Thür, ohne daß Carl ihn zu bemerken schien.

Als derselbe endlich den Kopf erhob und seiner ge-

wahr wurde, suchte er vergebens nach dem, was er hatte sagen wollen, und entließ den alten Diener, aber rief ihn sogleich wieder zurück, verlangte ein Nachtlicht und begab sich in sein Schlafzimmer. Der alte Mann äußerte, er habe nie einen Menschen von einem Todesfalle so ergriffen gesehen, wie seinen jungen Herrn.

Bei Tage, im Comptoire, wo er von Geschäften umgeben war, erholte sich Carl etwas, aber an jedem Abend kehrte diese entsetzliche Furcht vor der Einsamkeit bei ihm zurück. Auch machte Marston die Bemerkung, daß, obgleich seine Stimmung immer gereizter wurde, die Härte seines Charakters nachließ, und daß er öfters sogar eine völlige Gleichgültigkeit verrieth, wenn sich ihm Gelegenheiten zum Gewinn darboten, die früher seine Geldbegier zur eifrigsten Thätigkeit angeregt haben würden.

Carl machte die Erfahrung, daß ein Mann reich und geehrt, und dennoch entsetzlich unglücklich sein könne; gern würde er jetzt mit dem niedrigsten, barfüßigen Landstreicher, ja sogar mit seinen jämmerlichen Schuldnern getauscht haben. In diesem qualvollen Zustande empfing er öfters von dem Arzte Besuche, der seinen Vater behandelt hatte. Derselbe rieth ihm, eine Zeit lang auf Reisen zu gehen, oder mehr Gesellschaft in seinem Hause zu empfangen.

Carl mochte jedoch sein Haus nicht verlassen und keine andere Gesellschaft, als die seiner Muhme Pil-

kington. Er ließ sie also kommen. Jetzt hatte er hinreichende Gesellschaft. O, es war ein glückliches Haus, in dem Margarethe Pilkington herrschte.

Lange währte es nicht, so empfand Carl mehr Furcht vor seiner heiteren Gesellschafterin, als er jemals vor sich selbst und vor der Einsamkeit empfunden hatte. Ihre Augen beobachteten ihn fortwährend unverwandt, als wäre sie die Personification seines Schicksals, das nur auf die rechte Stunde wartete. Sie ertheilte ihm bei jeder Gelegenheit förmliche Befehle, und maßte sich vollständige Herrschaft an. Wollte er widersprechen, so drohte sie ihm, und dabei lag in dem kalten Blicke ihres Auges ein gewisses Etwas, das ihm sagte, er thue wohl, sich in keinen Streit mit ihr einzulassen. Carl vermied auch jeden Streit, allein, nachdem er zwei Jahre lang diese Tyrannei ertragen hatte, — wurde Margarethe Pilkington eines Morgens todt in ihrem Bette gefunden, und er war wieder frei.

Nach diesem Ereigniß wurde das Haus verkauft und niedergerissen, und an seiner Stelle eine Wohlthätigkeitsanstalt erbaut. Carl Brandon gab das Geld dazu her und legte den Grundstein. Später ging er auf Reisen. Wohin er ging und was er im Auslande that, ist nur unvollkommen bekannt geworden. Von Zeit zu Zeit kamen Gerüchte, daß er Katholik und Mitglied eines strengen Mönchsordens geworden sei; dann wieder, daß er sich in einer Heil-

anstalt in Paris befinde, daß er eine Pilgerfahrt nach Jerusalem unternommen habe, — mit einem Worte, die verschiedensten Gerüchte kamen, von denen seine kurzen Geschäftsbriefe an Marston kein Wort enthielten, so daß Letzterer von Allem nichts glaubte. Er nahm an, daß sein Herr das Reisen liebe, und gönnte ihm den Genuß, indem er wußte, daß derselbe bei seiner Rückkehr das Geschäft in bester Ordnung vorfinden werde.

VI.

Ein frohes Herz und ein heiterer Sinn führen den Menschen leicht durch alle Prüfungen und Beschwerden dieses mühseligen Lebens, während ein Anderer, dem diese geistige Spannkraft fehlt, sich trüber Schwermuth hingiebt und sich von seinen Sorgen ganz beherrschen läßt.

Robert Brandon und seine Frau waren stets arm, hatten immer zu kämpfen, aber verloren den Muth und die Hoffnung nicht; sie munterten sich gegenseitig auf, und in demselben Grade, in dem ihre Familiensorgen von Jahr zu Jahr zunahmen, stieg auch ihre Heiterkeit. Das photographische Geschäft warf keinen großen Gewinn ab, allein Robert wußte sich zu helfen. Wenn die Zeiten schlecht waren, so schämte er sich nicht, auch Titelblätter für Musikalien oder einfache Rechnungsformulare zu lithographiren. Alles, was in das Fach des Zeichnens schlug, konnte er unternehmen, und er that es. Mit seinen drei Locken-

köpfchen und ihren sechs blauen Augen, die den Händen des Vaters stets zuschauten, was diese auch thun mochten, und bei seinem gesunden Kopf und Herzen, konnte er unmöglich müßig bleiben und der Aufträge warten, die man ihm bringen würde. Alice war eine getreue Helferin an seiner Seite. Sie war stets heiter, stets fleißig und sparsam, und ihre Kinder blühten wie Rosen. Ungeachtet des dürftigen Einkommens war Robert ein glücklicher Mann in einer glücklichen Häuslichkeit. Sieben Jahre waren jetzt seit dem Tode seines Vaters verflossen. Carl, mit dem er seit jenem Ereigniß in keinem Verkehr mehr gestanden hatte, war schon länger als fünf Jahre abwesend; die Jugendfreunde, die Robert besessen, hatten sich zerstreut, und nichts blieb ihm jetzt mehr, als der Kreis seiner Häuslichkeit.

Es war Weihnachtsabend, den er mit Weib und Kindern nach alter Sitte feierte. Draußen tobte ein stürmisches Wetter, der Wind heulte um die Thurmspitzen und Schornsteine, und der Regen schlug rasselnd an die Fenster, aber desto behaglicher und glücklicher fühlte sich die Familie am häuslichen Feuer. Robert wiegte das jüngste Kind auf seinem Schooße, und ruhte nach einer mühseligen Tagesarbeit aus. Der älteste Knabe hatte sich in die Einsamkeit unter den Tisch zurückgezogen, um ein Bilderbuch desto ruhiger betrachten zu können, während der zweite auf dem Teppich vor dem Kamin ausgestreckt lag und die ein=

zelnen Theile einer kleinen Stadt aufzustellen bemüht war. Alice saß müßig, — was selten geschah, — und blickte träumerisch in's Feuer, als schwebte ihrem Auge dort ein besonders fesselndes Bild vor. Vielleicht war es das Bild einer glücklichen Zukunft für ihre Kinder oder eines ruhigen, stillen Lebensabends für sie selbst und Robert. Endlich begann sie zu sprechen.

„Also Carl ist nach England zurückgekehrt? Ich wollte, Robert, wir wären ausgesöhnt mit ihm; denn es ist unchristlich, Jahre lang zu grollen.

„Allerdings ist es das, meine liebe Alice. Aber wie kommst Du gerade jetzt auf diesen Gedanken?"

„Ich dachte zufällig an ihn. Wenn er nur einige Monate zu uns kommen wollte, gewiß würde es recht wohlthätig für ihn sein. Ich glaube, er hat den Tod des Vaters nie recht verschmerzen können."

„Es ist doch sonderbar, daß unsere Gedanken sich begegnen," erwiederte Robert; „gerade dasselbe wollte ich in diesem Augenblicke sagen. Aber horch! was war das?"

Es war ein langes, anhaltendes Klopfen an die Hausthür.

Robert blickte seine erschreckte Frau an und sagte: „Das ist Carl und kein Anderer!"

Es war Carl.

Geblendet durch den plötzlichen Wechsel aus der Dunkelheit der Straße in die Helle des Zimmers, trat er unsichern Schritts herein.

Robert ergriff ihn herzlich bei der Hand und hieß ihn willkommen; aber Carl blieb, ohne zu antworten, eine Minute lang stehen und blickte verwirrt von einer Gestalt auf die andere, während er ängstlich mit der Hand über das Gesicht fuhr, als wollte er einen Nebel vertreiben, der ihn am Sehen hindere. Die tiefste Niedergeschlagenheit drückte sich in seiner ganzen Erscheinung aus. Seine Kleidung war vom Regen durchnäßt, und das Haar hing in grauen Streifen über seine Stirn herab. Das Gesicht war bleich und abgelebt, als wenn er von einer langen und schweren Krankheit erstanden wäre, und seine Stimme, als er endlich auf Robert's Begrüßung antwortete, klang wie die eines Menschen, der gewaltsamer Weise zu langem Schweigen genöthigt worden war.

Alice bereitete ihm einen Sitz in ihrem Stuhle.

„Du kommst von einer langen Reise, Carl, und bist erschöpft," sagte sie; „Du mußt jetzt noch nicht sprechen."

Er blickte sie einige Augenblicke an, und fragte dann:

„Warum hast Du Dir das Haar aus dem Gesichte gestrichen? Du siehst Dir nicht mehr ähnlich. Die Locken standen Dir besser, — die Locken waren hübscher, nicht wahr, Robert?" — und dann die Hände über einander schlagend, fuhr er wie im Traume fort: „ja, hübscher, viel hübscher!"

Robert schien sein sonderbares Wesen nicht zu bemerken, und Carl erholte sich nach einiger Zeit

etwas, während er Alice unablässig betrachtete, die am Theetische beschäftigt war.

„Ich bin gekommen, um immer in England zu bleiben, Robert," sagte er darauf ruhiger; „ich habe in Yorkshire eine Besitzung gekauft und will mich dort niederlassen und das Landleben genießen, — ja, das Landleben!" wiederholte er lachend.

„Das wird recht hübsch sein, Carl, denn Du bist des Reisens gewiß herzlich müde, nicht wahr?" bemerkte Alice.

„Ja wohl, — und des Lebens müde!" erwiederte er. „Ihr müßt zu mir kommen, — Ihr alle, — und mir Gesellschaft leisten. Je mehr, desto besser! Das sind Deine Kinder, Robert?"

Die drei Knaben hatten beim Eintritt des Fremden ihre Beschäftigungen verlassen und sich bescheiden in einige Entfernung zurückgezogen, von wo aus sie ihn mit gespannter Neugierde betrachteten. In Folge der letzten Aeußerung kam der zweite, Franz, um einige Schritte näher.

„Bist Du auf einer wüsten Insel gewesen, Onkel Carl?" fragte er dreist.

„Ja, — mein ganzes Leben lang."

„Wem sieht wohl Franz ähnlich, Carl?" unterbrach die Mutter den Knaben, welcher mit seinen Fragen fortfahren wollte.

Carl blickte ihn einige Augenblicke an, und wandte sich dann ab und sagte, er wüßte es nicht.

„Wir sind alle der Meinung, daß er dem Großvater ähnlich sieht, — findest Du das nicht?“ fuhr Alice fort, indem sie zärtlich die Hand auf den Kopf des Knaben legte und ihm das Haar aus der Stirn zurückstrich. Carl blickte sich mürrisch um.

„Ich sehe keine Aehnlichkeit, — keine andere, als mit Dir, — ja, mit Dir,“ entgegnete er und wandte sich wieder ab.

„Onkel Carl,“ begann der Knabe von Neuem, indem er dicht an seinen Stuhl heran trat, „waren dort auf der Insel wilde Thiere?“

„Viele, viele wilde Thiere, — nichts als wilde Thiere, wo ich auch gewesen bin.“

„Und warst Du ganz allein, Onkel?“

„Nein!“

Diese letzte einsilbige Antwort wurde von ihm in einem so heftigen Tone hervorgestoßen, daß der Knabe sich scheu hinter seine Mutter zurückzog, um den bösen Onkel aus der Entfernung zu beobachten.

Nach einer Pause von mehreren Minuten fragte Robert seinen Bruder, von welchem Orte er jetzt komme.

„Von Rom,“ war die Antwort. „Es ist eine schöne Stadt, aber todt, — begraben und wieder ausgegraben.“

Die Art und Weise, in der Carl diese Worte aussprach, war höchst sonderbar. Könnte man sich eine Nachahmung der menschlichen Stimme durch einen Automaten denken, so würde diese ihr vielleicht am nächsten gekommen sein. Jeder Satz wurde von ihm scharf und

deutlich, aber unzusammenhängend hervorgestoßen, als wenn er nach Ideen und Erinnerungen suchte, die er nicht finden konnte, oder nicht auszudrücken vermochte.

In Roberts Natur lag es nicht, empfangene Kränkungen nachzutragen, sonst würde er beim Anblicke des jammervollen Zustandes, in dem sich sein Bruder befand, eine Art von Genugthuung empfunden haben. Statt dessen betrachtete er ihn mit dem innigsten Mitleid, und Alice, obgleich sie ihn nie geliebt hatte, konnte sich kaum der Thränen erwehren.

Carl bemerkte es und sagte:

„Dein Herz war immer weich, Alice, aber verschwende kein Mitleid an mir. Du siehst einen Menschen, der seit acht Tagen in keinem Bett geschlafen hat. Gieb mir eine Tasse Thee, dann will ich nach meinem Gasthofe zurückkehren."

„Du wirst uns doch heute, am Weihnachtsabend, nicht verlassen wollen, Carl?" rief Robert. „Denke, Du wärest nach Hause gekommen! Du bist uns willkommen, herzlich willkommen, und mußt heute auf jeden Fall hier bleiben. Alice hat ein Zimmer für Dich in Bereitschaft."

„Gut, es sei!" erwiederte Carl. „Ich will diese Nacht Euer Gast bleiben, und morgen müßt Ihr die meinigen sein."

Der kleine Franz hatte inzwischen seinen Platz hinter der Mutter verlassen und sich dem Onkel wie-

der gegenüber gestellt, den er mit feierlichem Ernste und kindischer Neugier betrachtete.

„Onkel Carl," begann er mit bedächtigem Tone, „Du hast auf einer wüsten Insel gelebt, – hast Du auch Geister gesehen?"

Die Mutter zog ihn lachend fort, schalt ihn, und sagte, er solle den Onkel nicht länger quälen, der von der Reise ermüdet sei.

„Geister gesehen? — Was meint der Knabe? — Geister, was sind Geister?" rief Carl mit leidenschaftlicher Heftigkeit und bleichen Lippen. „Geister! — Wer spricht von Geistern? — Ich weiß nichts! — Warum sollte ich Geister sehen? — Fort, gehe fort!"

Franz zog sich wieder ängstlich hinter die Mutter zurück, allein Carl's geballte Faust galt nicht ihm; es war eine schattenlose Gestalt, die er in der Luft zu sehen glaubte und vertreiben wollte. Diese heftige Aufregung hielt bei ihm mehrere Minuten an; dann sank er stöhnend in seinem Stuhl zusammen und barg das Gesicht in den Händen.

Alice führte die Kinder zum Zimmer hinaus und brachte sie zu Bett. Als sie wieder zurückkam, erzählte Carl seinem Bruder, wie krank er in Rom gewesen sei, und daß er sich noch nicht ganz erholt habe.

„Du siehst," fügte er hinzu, „ich habe ein trauriges Leben geführt, — o, mein Gott, was für ein elendes Leben!"

Der plötzliche Tod unseres Vaters war ein har-

ter Schlag für Dich," bemerkte Alice mit sanfter Stimme.

Carl antwortete nicht, sondern starrte mehrere Minuten lang in das Feuer und sagte dann plötzlich:

„Geh' hinaus, Alice, ich habe Robert etwas zu sagen. Geh' hinaus!"

Als die Thür sich hinter ihr geschlossen hatte, neigte sich Carl zu seinem Bruder hinüber und flüsterte:

„Robert, ich habe meinen Vater ermordet und — Muhme Pilkington!"

Robert fuhr zurück; ihre Blicke begegneten sich.

„Ja, — ich gab Beiden Gift und sie starben — starben — und ich bin —. Wie wild Du aussiehst, Bruder! Was fehlt Dir?"

„Höre auf mit Deinen albernen Geschichten!" rief Robert heftig. „So viel Beherrschung wirst Du doch über Dich haben, um solche Lügen zu unterlassen?"

„Ich goß die ganze Arzenei in das Glas, und er nahm es aus meiner Hand," fuhr Carl fort. „Wenn ich nur drei Stunden länger gewartet hätte, so wäre meine Seele nicht verloren; denn der Arzt sagte, er hätte nicht länger leben können. Aber der Teufel versuchte mich! — Muhme Pilkington entdeckte mein Geheimniß schon am ersten Abend, und als sie zu mir kam, und was ich von diesem Weibe habe leiden müssen, war schrecklich. Eines Abends drohte sie mir und — starb! — Nun, was ist es weiter? Es hieß, sie habe eine Herzkrankheit gehabt und —"

„Carl," rief Robert in fürchterlichem Tone, „sind diese Fabeln ein Erzeugniß Deines kranken Gehirns? Nicht wahr, sie sind es?"

„Teufelswahrheit, jedes Wort!" erwiederte Carl mit wahnwitzigem Lächeln. „Teufelswahrheit, sage ich Dir! Wenn Du mir nicht glaubst, so frage Margareth Pilkington! Dort sitzt sie, wo Deine Frau saß! Aber kein Wort darfst Du Alice sagen, — schwöre!"

Er sprang auf und legte seine Hand auf Roberts Schulter. Dieser aber stieß ihn in seinen Stuhl zurück, und hielt ihn mit eisernem Griffe fest.

„Du bist toll, Carl," sagte er, „Du weißt nicht, was Du sprichst!"

„Ich weiß wohl, was ich spreche, — laß' mich los!" rief Carl, indem er sich von Roberts Hand zu befreien suchte. Allein Letzterer lockerte seinen Griff nicht, denn in Carls Auge lag ein gefährlicher Glanz, als wollte er auf ihn losspringen und ihn erdrosseln.

Gerade in diesem Augenblicke wurde abermals an die Hausthür geklopft. Carl kauerte sich bleich und zitternd zusammen, als ob er sich verbergen wollte. Jemand kam die Treppe herauf, und Alice öffnete die Stubenthür, worauf ein großer Mann von ausländischem Aeußeren in das Zimmer trat.

„Ah, Herr Carl Brandon ist hier!" sagte er und flüsterte dann Robert zu, daß er unter vier Augen mit ihm zu sprechen wünsche. „Sie bleiben hier, Herr Brandon," fügte er, Carl mit dem Finger dro-

hend, hinzu; „Madame wird Ihnen Gesellschaft leisten, bis wir zurückkommen.“

Beide begaben sich hierauf in ein Nebenzimmer.

„Ihr Bruder ist uns gestern entsprungen,“ begann der Fremde. „Sie werden bereits bemerkt haben, daß er irrsinnig ist, und mir deshalb erlauben, ihn wieder von hier zu entfernen?“

Robert blickte verwirrt und verlegen vor sich nieder.

„Irrsinnig? Ja, — allerdings, — ich glaube auch, er muß es sein!“ erwiederte er zögernd.

„Oh, er kann bei Niemandem sein, ohne es in der ersten Stunde zu verrathen. Wahrscheinlich hat er Ihnen auch seine thörichten Hirngespinnste erzählt?“

„Ja,“ versetzte Robert und stockte, während der Fremde sein Gesicht aufmerksam beobachtete.

„Natürlich unsinnige Selbstanklagen, nicht wahr? — Ich sehe, er hat Sie erschreckt, und Sie scheinen sich zu dem Glauben hinzuneigen, daß er wirklich seinen ehrwürdigen Vater und jene Frau ermordet habe; aber es ist wohl nur eine fixe Idee. Ich habe ihn zwar alle diese Umstände mit einem wunderbaren Scheine von Wahrheit erzählen hören, allein auf ganz dieselbe Weise hat er auch andere Handlungen gebeichtet, zum Beispiel, daß er Sie und ein junges Mädchen, Namens Alice, getödtet und eine Menge Diebstähle verübt habe, und Alles in der ausführlichsten Weise. Sein Geist — so viel ihm davon geblieben ist — dreht sich fortwährend um Mord.“

Robert holte tief Athem.

„Aber wie kommt es, daß er sich in Ihrer Obhut befindet?“ fragte er den Fremden.

„Ich bin Arzt,“ erwiederte dieser. „Vor ungefähr zwei Jahren übergab sich Ihr Bruder meiner Behandlung, und ich unternahm es, ihn gegen sich selbst zu schützen. Seine lichten Augenblicke sind nur selten und kurz. Gestern früh schien er ziemlich wohl und ruhig zu sein, und muß, während er im Garten meines Hauses spazieren ging, plötzlich den Entschluß zur Flucht gefaßt haben. Natürlich fand ich leicht seine Spur und folgte ihr.“

„Es würde mir lieb sein, wenn er in der Nähe von London bliebe,“ sagte Robert, „damit ich selbst so viel als möglich zur Besserung seines Zustandes beitragen könnte.“

„Sehr natürlich, allein es würde dadurch die Gefahr entstehen, daß sein Geschwätz, — welches zuweilen außerordentlich glaubhaft klingt, — Verdacht erregen könnte. Ich glaube, es ist am besten, wenn ich ihn mit mir auf das Land nehme,“ versetzte der Arzt.

„Lassen Sie uns hören, was er selbst sagt!“ schlug Robert vor.

„O, ich bin gewiß, daß er meiner Meinung sein wird,“ entgegnete der Fremde, während sie in das Zimmer zurückkehrten.

Alice hatte Carl's Mantel, welcher inzwischen ge-

trocknet worden war, herbei geholt, und der Wahnsinnige bemühte sich, ihn eiligst anzuziehen.

„Ich bin schon fertig, Doctor!“ rief er.

„Sie gehen mit mir, nicht wahr?“ sagte der Arzt. „Bei mir fühlen Sie sich sicher?“

„Ja wohl, ganz sicher. Kommen Sie nur!“

Ohne die Hand zu beachten, welche Alice zum Abschiede nach ihm ausgestreckt hatte, und ohne ihre Thränen zu bemerken, die sie nicht länger zurückhalten konnte, eilte er am Arme des Arztes die Treppe hinab. Robert folgte. Vor der Hausthür hielt ein Wagen, in dem sich noch ein anderer Mann befand, welcher einem Wärter ähnlich sah. Carl sprang hinein und rief: „Gute Nacht, Alice! Du mußt kommen und mich besuchen, und Du auch, Robert, und die Kinder, nicht wahr?“

„Ja, ja, mein armer Bruder!“ erwiederte Robert, ihm die Hand drückend.

Das Wagenfenster wurde geschlossen, und das Fuhrwerk rollte durch den strömenden Regen und den heulenden Wind die Straße hinab.

Langsam kehrte Robert mit seiner Frau in das Zimmer zurück. Sie konnte ihre Thränen nicht stillen.

„O Robert! welch’ ein trauriger Weihnachtsbesuch war das! Welche Heimkehr!“ rief sie.

„Ja wohl, recht traurig!“ versetzte Robert. „Marston muß darum gewußt haben; ich begreife nicht, daß er uns nie etwas mitgetheilt hat. Was sagte

denn Carl zu Dir, während ich mit dem Arzte in dem anderen Zimmer war?"

„Nichts."

„Komm', laß' uns zu Bett gehen. Der arme Carl! Er scheint zwar nicht in schlechten Händen zu sein, aber ich will ihn doch nach einiger Zeit besuchen und sehen, wie es ihm dort geht. Das Ganze ist mir wie ein Traum. Kaum gekommen, und schon wieder fort!"

VII.

In dem Sommer, welcher auf Carl Brandon's Besuch bei seinem Bruder in London folgte, herrschte lange Zeit anhaltende Hitze und Dürre. Die Blumen und Sträucher welkten, und der Erdboden zerriß in Spalten. Robert hatte seinen Bruder zweimal besucht und durch eigene Anschauung die Ueberzeugung gewonnen, daß Carl keinen besseren Händen anvertraut werden könne. Er ließ ihn deshalb an dem Orte, den er sich selbst gewählt hatte. Seine Geisteskrankheit war, wie sich ergab, unheilbar; und da Robert sich in seiner eigenen Häuslichkeit, im Kreise seiner Familie glücklich fühlte, so schwand allmählig die Erinnerung an jenen schrecklichen Weihnachtsabend.

Was Carl betraf, so war sein Platz, als er die staubige Bahn des Geschäftslebens verlassen hatte, schnell wieder ausgefüllt worden, und er war bald gänzlich vergessen, als wenn ihn schon längst der Tod ereilt hätte. Seine unberührten Schätze wuchsen von

Tage zu Tage, so wie auch sein Schicksal sich seit einem Verbrechen, das er im Paroxismus der Reue fortwährend verrieth, von Stufe zu Stufe entfaltet hatte. Unmittelbar nach der That hatte ihn ein dunkles Grauen ergriffen; dann war ein Zwielicht deutlicherer Befürchtungen eingetreten, die in gespenstischen Formen vor seinen Augen erschienen, und endlich war er dem Wahnsinn anheim gefallen.

Es war am 17. August, als er der Heilanstalt zum zweiten Male entsprang und mit mehr Glück den Verfolgungen entging, als beim ersten Versuche. Zehn Tage waren verflossen, ohne daß man seine Spur hatte finden können. Es war bekannt, daß er Geld bei sich trug, denn es war ihm nie vorenthalten worden, und man hatte Alles aufgeboten, um seiner habhaft zu werden.

Am 27. August, dem Todestage seines Vaters, näherte er sich beim Einbruche der Nacht einem dichten Gehölze, durch das ein schmaler Fußpfad zu einem dahinter belegenen, mit Haidekraut bedeckten Moorgrunde von bedeutender Ausdehnung führte. Die dicht gepflanzten Bäume, welche noch ihr volles Sommerlaub trugen, ließen nur hier und dort einen schwachen Schimmer des bestirnten Himmels durch. Nun denke man sich diesen gottverlassenen Menschen in düsterer Einsamkeit ziel- und zwecklos weiter wandern, der, hungrig und durstig, beim Rauschen jedes Blattes erbebt, den dumpfen Schall seiner eigenen

Füße für die eilenden Schritte seiner Verfolger hält und athemlos vorwärts stürzt, während seine Blicke angstvoll rückwärts schauen. Man denke sich ihn, wie er strauchelt, wenn sein Auge einem derjenigen Phantome begegnet, welche ihn stets umgeben, — wie er leise flucht, und dann wieder wahnwitzig lacht, so daß der Wald das Echo zurückgiebt.

Es währte nicht lange, so gewahrte er sonderbare Lichtstreifen durch die Oeffnungen der Bäume und Büsche schießen. Was konnte es sein? Auf keinen Fall Blitz, da Mond und Sterne am Himmel schienen. Der Eindruck, den diese plötzlich aus der Finsterniß des niederen Gebüsches aufschießenden Flammen machten, war entsetzlich. Carl mochte sie vielleicht für die Vorposten des Eingangs zur Hölle halten. Bald aber wandelte sich die Nacht in gräßliche, glühende Tageshelle um, vor deren Glanz die Sterne erblichen; ein leises Zischen, wie das Lachen triumphirender Teufel, erscholl rings umher, und heiße Luftströmungen wehten gegen sein Gesicht. Jetzt verlor er den letzten Schimmer von Verstand, der ihn bisher auf seinen Wanderungen geleitet hatte, sonst würde er beim Anblicke dessen, was er sah, als er den Rand des Gehölzes erreichte, die schreckliche Gefahr erkannt und vermieden haben. Das Haidekraut stand auf der ganzen Breite des Moorgrundes in vollem Brande, dessen schnelles Umsichgreifen durch die vorangegangene lange Hitze und Dürre begünstigt wurde. Für Carl

war die Erscheinung nur eine Fortsetzung seiner schrecklichen Hirngespinste, nicht mehr und nicht weniger wirklich als jene. Er war verwirrt und — verloren!

Geraden Wegs rannte er vorwärts. Kein Ausweg zeigte sich, und er wandte sich um. Allein das Feuer war bereits hinter ihm und näherte sich schon dem Gehölze. Zur Rechten, zur Linken, — überall waren die Flammen vor ihm und kein Entkommen möglich. Er war von ihnen eingekreis't, und ihre rothen Zungen, während sie über das Haidekraut tanzten und sprangen, schlossen den Kreis immer dichter um ihn.

O stille Sommernacht, auf welche Scene schautest Du nieder! Welche furchtbare Verzweiflung, welche entsetzliche Todesangst! Stieg im Augenblicke der höchsten Noth aus dem Munde jenes elenden, verlornen Menschen kein Gebet empor? Kein Schrei um Gnade, kein Ausbruch von Reue? — Das ist Dein Geheimniß, stille Nacht, und das des Himmels. Die Stunde der Vergeltung hatte geschlagen, und so wie seine Rechnung stand, mußte sie dem *gerechten* Richter vorgelegt werden, der früher oder später die Sünden eines jeden Menschen heimsucht.

Wenige Tage später wurden Carl Brandon's Ueberreste gefunden und erkannt. Der Arzt, aus dessen Hause er entflohen war, überbrachte an Robert und seine Frau die Nachricht des schrecklichen Ereignisses. Letzterer hatte mit ihm und Marston eine

lange und geheime Unterredung. Welche Eröff
darin gegeben und empfangen wurden, blieb für
ein Geheimniß, und selbst Alice erfuhr nie
davon. Allein daß sie schrecklicher Art ware
sich daraus entnehmen, daß Robert, ungeach
bedeutenden, von Carl hinterlassenen Reichthüm
armer Mann blieb und nach wie vor sein B
Schweiß des Angesichts verdiente. Als im La
Zeit die Erziehung der Kinder kostspieliger wur
eine pecuniäre Beihülfe ihnen von großem
gewesen sein würde, wagte Alice die Frage, n
jenem Vermögen geworden und weshalb es
nicht zugeflossen sei. Da geschah es zum erste
in ihrer Ehe, daß Robert ihr eine kurze und un
liche Antwort gab.

„Alice," sagte er, „wenn meine Kinder auch
gingen und Hunger litten, so sollte dennoch nie ei
nig jenes Geldes zu ihrem Nutzen verwendet we

Allmälig wandte jedoch das Glück dem
Robert ein freundlicheres Gesicht zu, und n
auch nicht Reichthümer sammelte, so hörten mir
die Nahrungssorgen auf. Seine Söhne wuch
kräftigen, gebildeten Männern heran, die sich d
zu Achtung und Ehren bahnten und dies n
strengen Grundsätzen und der richtigen Erziehu
dankten, die sie von ihren Eltern empfangen